

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

17. (6. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

17. (6. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 14. Dezember 1904, abends 7^{1/2} Uhr im grossen Sitzungssaale
des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXVII her.

A. Allgemeines.

I. Enteignung für Denkmals-Schutzzwecke. Zum Schutz der Kirche Wang im Riesengebirge, die Gefahr lief, durch Gasthäuser vollständig verbaut zu werden — ein Gasthof ist schon so nahe herangerückt, daß die alte hölzerne aus Norwegen durch Friedrich Wilhelm IV. nach dem Riesengebirge übergeführte norwegische Holzkirche vom Tale aus kaum noch zu sehen ist —, ist folgender Erlaß an den Kultusminister ergangen: „Auf Ihren Bericht vom 11. Oktober d. J. will ich dem Riesengebirgsverein, eingetragener Verein, in Hirschberg in Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, auf Grund des Gesetzes vom 11. Juni 1874 (Gesetzsamml. S. 221) hiermit das Recht verleihen, zum dauernden Schutze der Kirche Wang von den dem Gast- und Logierhausbesitzer Nitsche in Brückenberg gehörigen und dicht unterhalb der Kirche Wang befindlichen Liegenschaften die auf der beiliegenden Handzeichnung mit roter Farbe kenntlich gemachte Fläche von 28,34 Ar im Wege der Enteignung zu erwerben. Wilhelm R. Städt.“

Diese Entschliebung verdient das größte Interesse seitens aller, die sich für den Denkmalsschutz interessieren. Bisher ist uns nur ein einziger, etwas verwandter einschläglicher Fall bekannt. Derselbe betraf den Viktoria-Park in Berlin, welcher unterhalb des Nationaldenkmals der Befreiungskriege angelegt wurde. Angesichts übermäßiger Forderungen mehrerer Anlieger sah sich die Stadtgemeinde Berlin bei der Vergrößerung der Kreuzberg-Anlagen, welche in den Viktoria-Park umgewandelt wurden, genötigt, die Enteignung einiger Terrainstücke nachzusuchen. Dies wurde nur genehmigt, weil der Magistrat nachwies, daß im Falle der bereits angekündigten Bebauung derselben mit fünfstöckigen Mietskasernen der Ausblick auf das Denkmal, auch nach Aufhöhung desselben durch den kastellartigen jetzigen Unterbau, verdeckt werden würde. Kaiser Wilhelm der Große soll die Allerhöchste Genehmigung zur Enteignung damals nicht ganz ohne Bedenken erteilt haben. Der § 1 des für Preußen maßgebenden Gesetzes über die Enteignung von Grundeigentum vom 11. Juni 1874 lautet:

„Das Grundeigentum kann nur aus Gründen des öffentlichen Wohles für ein Unternehmen, dessen Ausführung die Ausübung des Enteignungsrechts erfordert, gegen vollständige Entschädigung entzogen oder beschränkt werden.“

Ich habe mit diesem Enteignungsgesetz seit seinem Inkrafttreten bis heute fortwährend amtlich zu tun und kann nur sagen, daß die meisten Rechtskundigen unter „öffentlichem Wohl“ hier lediglich solche Fälle verstanden wissen wollen, wo es sich um Erwerbung von Land oder Baulichkeiten u. dgl. handele, das absolut notwendig für die Durchführung praktischer Zwecke als Eisenbahnen, Kanäle, Straßen, Plätze und Brücken sei. Ich entsinne mich, daß ich auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mainz im Jahre 1887 mit dem dort anwesenden Rudolf Virchow darüber in eine Meinungsverschiedenheit geriet, als ich behauptete, unter „öffentlichem Wohl“ sei auch der Schutz der öffentlichen Denkmäler und ihrer Nachbarschaft gemeint. R. Virchow entgegnete mir, er könne mir nicht beipflichten, denn er sei in der das Enteignungsgesetz vorberatenden Kommission des Preußischen Abgeordnetenhauses Mitglied gewesen und wisse genau, daß die Kommission den § 1 nur auf die obengenannten „notwendigen Nützlichkeitsfälle“ habe beschränken wollen. Ich habe mich mit dieser Anschauung Virchows niemals befreundet und stehe auf dem Standpunkt, daß man den § 1 nach seinem Wortlaut unmittelbar auslegen müsse und daß nicht bloß „Nützlichkeiten“ im landläufigen Sinne, also in Geld abzuschätzende Verhältnisse, gemeint seien. Der Schutz der Denkmäler gehört für mich unbezweifelt unter den Begriff des öffentlichen Wohls. Zum öffentlichen Wohl gehört nicht allein die Verschaffung und Sicherung notwendiger materieller Vorteile, sondern auch die Verschaffung und Sicherung notwendiger ideeller Güter und Bestrebungen, und dazu rechne ich in erster Linie den Denkmalschutz. Sehr wichtig ist es, daß in dem neuesten Falle der Kirche Wang sogar einem bloßen Verein das Enteignungsrecht verliehen worden ist. Wir — ich darf wohl so Namens der Versammlung sprechen — begrüßen daher die Allerhöchsten Entschlüsse Kaiser Wilhelms des Großen bezüglich des National-Kriegerdenkmals auf dem Kreuzberg und bezüglich des Viktoria-Parks sowie Kaiser Wilhelms II. bezüglich der Kirche Wang und deren Umgebung mit lebhaftestem Dank und dem Ruf „Vivat sequens!“*)

*) Zu beachten wäre noch hier der dem Preußischen Abgeordnetenhaus vorliegende „Entwurf eines Gesetzes zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse“, im Artikel 2 „Bebauung der Grundstücke“: Durch die Bauordnungen kann insbesondere geregelt werden

4. Das Einschreiten gegen Bauten, welche die Straßen oder öffentlichen Plätze in Städten oder ländlichen Ortschaften verunstalten.“ —

II. Die deutschen Frauen und der Vogelschutz. Eine deutsche Abteilung des internationalen Frauenbundes für Vogelschutz hat sich in Berlin gebildet. Der Frauenbund bezweckt den Schutz der gesamten Vogelwelt gegen jede unberechtigte Verfolgung, sowie die Pflege der heimischen freilebenden Vögel; er will in erster Linie der Modetorheit entgegentreten, Vogelbälge im ganzen und in Teilen, sowie Federn — mit Ausnahme der Federn des Straußes und des Haus- und Jagdgeflügels — als Schmuck auf Hüten und Muffen usw. zu tragen. Man hofft, durch Versendung gemeinverständlicher Druckschriften, Vorträge usw. die Ideen in weitere Kreise zu tragen, auch ist die Gründung von Zweigvereinen vorgesehen. Eine Reihe fürstlicher Damen ist der Vereinigung beigetreten, so die Großherzogin von Baden, Prinzessin Heinrich von Preußen, Prinzessin Johanna Georg von Sachsen, Landgräfin Anna von Hessen, Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, die Erbprinzessin von Hohenzollern, Prinzessin Karl Anton von Hohenzollern, Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein.

Vgl. was ich über denselben Gegenstand in der November-Sitzung mitgeteilt, sowie Brandenburgia XIII. S. 126 Nr. 10.

An die Damen-Mitglieder der Brandenburgia sowie an die zahlreichen Gönnerinnen und Freundinnen der Brandenburgia ergeht die dringende Bitte, sich diesen nützlichen und wahrhaft edel zu nennenden Schutzbestrebungen ebenfalls tatkräftig zu widmen.

B. Persönliches.

III. Unser verehrtes Mitglied Herr Freiherr Otto von Manteuffel, Landesdirektor der Provinz Brandenburg und Vizepräsident des Herrenhauses beging am 29. v. M. seinen 60. Geburtstag. Herr von Manteuffel ist ein echtes Berliner Kind. Im Hause Unter den Linden 2 hat er als Sohn des damaligen Unterstaatssekretärs, nachmaligen Minister-

Sollte diese Bestimmung angenommen werden, so kann man das Abreißen oder Verstümmeln interessanter Gebäude in manchen Fällen wenigstens mittelbar dadurch erschweren, daß gegen unpassende Bauten, die an die Stelle treten sollen, die Nr. 4 angewendet wird. Die noch geltenden §§ 65 und 66 des Allg. Landrechts für die Preuß. Staaten vom ^{5. Februar 1794}/_{11. April 1803} enthalten ähnliches.

„§ 65. In der Regel ist jeder Eigentümer seinen Grund und Boden mit Gebäuden zu besetzen oder sein Gebäude zu verändern wohl befugt.

§ 66. Doch soll zum Schaden oder zur Unsicherheit des gemeinen Wesens, oder zur Verunstaltung der Städte und öffentlichen Plätze kein Bau und keine Veränderungen vorgenommen werden.“

Einen erheblichen Fortschritt bedeutet es, wenn obiger Entwurf, auch gegen Verunstaltungen auf dem Lande einzuschreiten gestattet, denn auf dem platten Lande sind die Denkmäler usw. nahezu vogelfrei.

präsidenten von M. das Licht der Welt erblickt. Nach Absolvierung des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums bezog er die Universitäten Göttingen und Halle. In Merseburg, wo er zugleich am Gericht tätig war, genügte er bei dem 12. Thüringischen Husaren-Regiment seiner Militärflicht, als der Krieg gegen Oesterreich ausbrach. Bis zum Jahre 1872 blieb Herr v. Manteuffel im aktiven Militärdienst, nachdem er den französischen Feldzug als Adjutant des Generalkommandos des IV. Armeekorps mitgemacht hatte. Seine Tätigkeit im Verwaltungsdienst begann er sodann 1872 als Landrat des Kreises Luckau. Dort wurde er als Vertreter des Kreises Luckau-Kalau 1877 in den Reichstag gewählt, dem er als Führer der konservativen Fraktion bis zum Jahre 1893, wo er eine Wiederwahl ablehnte, angehört hat. 1882 in das Herrenhaus berufen, bekleidete er seit 1891 die Würde des Vizepräsidenten dieses Hauses. Zum Landesdirektor der Provinz Brandenburg wurde er 1896 ernannt. Aus Anlaß seines Geburtstages sind dem allgemein geschätzten Parlamentarier und Verwaltungsschef zahlreiche Beweise seiner Beliebtheit in Gestalt ungezählter drahtlicher Glückwünsche und Blumenspenden zugegangen. Auch vom Reichskanzler Grafen von Bülow war ein herzliches Telegramm eingelaufen; ähnlichen Inhalt hatte das Telegramm, in welchem der Präsident des Herrenhauses Fürst zu Inn- und Knyphausen seine Glückwünsche aussprach. Allerhöchsterseits ist dem Herrn Landesdirektor die Titulatur Exzellenz verliehen worden. Wir erfreuen uns dieser Auszeichnung und wünschen herzlichst Glück, indem wir uns gern daran erinnern, daß die Brandenburgia bezüglich des Jahreszuschusses von 500 M aus Provinzialmitteln und hinsichtlich der Benutzung dieses schönen Ständehaus-Sitzungssaals dem Herrn Landesdirektor allzeitig zum lebhaftesten Dank verpflichtet ist.

IV. Unser Mitglied Herr Stadtrat August Mieck in Prenzlau ist uns durch den Tod entrissen worden, für die Heimatkunde unserer Provinz, insbesondere die unserer Uckermark, ein herber Verlust. Der Vorstand des uns befreundeten Uckermärkischen Museums und Geschichts-Vereins teilt uns den beifolgenden Nachruf, und Herr Professor Raettig in Prenzlau, Vereins-Schriftführer i. V. den darauf folgenden sich anschließenden Lebenslauf gütigst mit.

„Am 24. November 1904 verstarb zu Stettin, wo er Heilung von langem Leiden suchte, der Königliche Kommissions- und Stadtrat Herr August Mieck, der Kustos des Uckermärkischen Museums. Durch seinen Tod hat der Uckermärkische Museums- und Geschichts-Verein einen unersetzlichen Verlust erlitten. Ihm war es in erster Linie zu verdanken, daß unser Museum in der kurzen Zeit seines Bestehens auf die Höhe gelangt ist, auf der es sich anerkanntermaßen zur Zeit befindet. Mit seinem rastlosen Eifer und seiner

nie ermüdenden Arbeitsfreudigkeit verband der Verewigte jene Begeisterung für die Aufgaben und Ziele des Museums- und Geschichts-Vereins, die die Voraussetzung jeden großen Erfolges auf diesem Gebiete bildet. Die Vervollständigung des Museums und die wissenschaftliche Ausbeutung und Bearbeitung der Sammlungen betrachtete er als sein eigentliches Lebenswerk. Der Tod hat ihn mitten aus seiner erfolgreichen Tätigkeit für das Museum, der er trotz der Anfechtungen der Krankheit bis in die letzten Lebenstage hinein oblag, herausgerissen, und der Verein steht tieferschüttert an der Bahre des verdienten Mannes, dessen Tod eine unschließbare Lücke reißt, dessen Andenken jedoch, so lange das Uckermärkische Museum besteht, als ein gesegnetes fortleben wird.

Der Vorstand

des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau.“

Lebenslauf. August Mieck, evangelisch, war der Sohn des aus einer alten pommerschen Landwirtsfamilie stammenden Stellmachers und Wagenbauers Friedrich Mieck und wurde zu Schwerin in Mecklenburg, wo sich seine Eltern nach Ausbruch der Revolution in Berlin vorübergehend aufhielten, am 17. Mai 1848 geboren. Er besuchte bis zur Erlangung des Zeugnisses für den einjährig-freiwilligen Militärdienst das Köllnische Gymnasium in Berlin und widmete sich dann auf Anregung des derzeitigen Stadtgerichtsrats Lessing, Besitzers der Vossischen Zeitung, dem Buchhandel, den er in der Vossischen Buchhandlung zu Berlin erlernte. Als erster Gehilfe in der Buchhandlung von Mitscher u. Rüstell (Unter den Linden 64) wurde er mit Schriftstellern und Dichtern von Ruf bekannt und trat durch eigene Gedichte, Novellen u. literarisch-kritische Aufsätze namentlich mit Otto Ruppian und Hoffmann von Fallersleben in freundschaftliche Beziehungen. Auf Empfehlung des aus Prenzlau gebürtigen Verlagsbuchhändlers Haack, des Herausgebers der Modenzeitung Victoria, trat er 1870 in die C. Vincentsche Buchhandlung ein und wirkte an der Redaktion des von dieser herausgegebenen Lokalblatts „Uckermärkischer Kurier“ mit.

Am 15. August 1872 erwarb er die hiesige Kolbergsche Buchhandlung u. Buchdruckerei (J. Uhse), verkaufte aber 1880 das Sortimentsgeschäft und widmete sich fortan ausschließlich seinem Verlage (1. Prenzlauer Zeitung und Kreisblatt. 2. Dorfbote und 3. Landbote). Der Buchdruckerei fügte er eine lithographische Anstalt, Steindruckerei, Kontobücherfabrik und Buchbinderei hinzu.

Nach dem Inkrafttreten des neuen Genossenschaftsgesetzes gründete er viele Genossenschaftsmolkereien, die er unter seiner Leitung zu einem Molkerei-Revisionsverband vereinigte, und zugleich den Molkereiverband „Kleeblatt“. Das milchwirtschaftliche Institut (Lehranstalt) der Provinz Brandenburg, die Rotlauf-Impfanstalt, sind in Prenzlau, entstanden aus seiner eigensten Initiative. Aus seiner mit Ida Kolberg am 16. Oktober 1872 geschlossenen Ehe entstammen drei noch lebende Kinder, ein Sohn (Dr. jur.) und zwei Töchter Ida und Anna. Seine Gattin starb am 25. Januar 1895.

Im Jahre 1900 wurde er zum zweiten Male zum Stadtverordneten gewählt, nachdem er am 18. April desselben Jahres den Charakter als Königlich-Kommissionsrat erhalten hatte. Im gleichen Jahre wurde er zum Stadtrat gewählt.

Am 9. Januar 1901 zum Kustos unseres Museums ernannt, hat er seither diesem neu geschaffenen Institut sowie der prähistorischen Wissenschaft seine unermüdliche Arbeitskraft und sein wärmstes Interesse gewidmet. Von seinem rastlosen Eifer gibt besonders der blühende Zustand unserer Sammlungen und die große Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten Zeugnis, die er allerdings zum teil mit Sanitätsrat Dr. Schumann-Löcknitz gemeinsam verfaßt und veröffentlicht hat. Zu nennen sind besonders:

1. Der Hacksilberfund von Alexanderhof, von Bahrfeldt und Mieck.
2. Die gravierte Bronzeschale von Groß-Fredenwalde, von A. Mieck.
3. Das Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz, von H. Schumann u. A. Mieck.
4. Das steinzeitliche Gräberfeld von Jagow, von A. Mieck.
5. Die Steinzeitgräber der Uckermark, von Schumann und Mieck,

und kleinere Aufsätze in unsern periodischen Veröffentlichungen. Bei seinem Tode (24. November 1904) vermachte er seine eigene Sammlung prähistorischer Funde und seine aus Privatmitteln beschaffte Bibliothek prähistorischer Werke u. a. durch Testament dem Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein.

C. Naturgeschichtliches.

V. Neue Mammut-Funde. In der Prenzlauer Kiesgrube links von der Chaussee nach der kleinen Heide zu grub am 31. Juli 1902 ein Arbeiter einen Mammut-Mahlzahn aus, der noch in einem Kieferknochen steckte und ins Uckermärkische Museum kam. In derselben Grube fand vor einigen Jahren ein Arbeiter einen kleinen Mammutzahn und einen Mammutknochen von riesigen Dimensionen, letzterer zerschlagen und fortgeworfen, ersterer im Uckermärkischen Museum. Im Jahre 1891 wurden in einer anderen Kiesgrube, östlich vom Röpersdorfer Wege und unweit der städtischen Kiesgrube gelegen, ein Mammutzahn und andere Teile eines Mammut ausgegraben. Diese Stücke sind nach Berlin in das Märkische Museum gekommen; die daselbst unter B. II. 9033 katalogisierte durchbohrte und in der Drift abgerollte Hacke aus einem Geweihstück des grönländischen Rentiers stammt aus einer dieser bei Prenzlau belegenen Kiesgruben, wahrscheinlich aus den zuletzt genannten. Vgl. A. Mieck: „Zwei Mammut-Backenzähne aus der Kiesgrube bei Prenzlau“. Mitt. des Uckerm. Museums- usw. Vereins Bd. I S. 122.

VI. Eine doppelte sogen. Hexenschüssel, welche in Spiegelhagen bei Perleberg gefunden und dem Märkischen Provinzial-Museum durch Herrn Lehrer Schmidt dortselbst verehrt worden ist, lege ich Ihnen vor, weil dies Exemplar außerordentlich schön, man möchte sagen „sinnreich“ von der Natur gebildet ist: ein Becher von sogen. Stehauf-

Form, in den ein zweiter genau hineinpaßt, sodaß eine Art Doppelbecher entsteht. Diese „Naturspiele“ (Iusus naturae der alten Mineralogen und Geologen) galten früher als Arbeiten der „Unner erdschen“ (Unterirdischen) also der Zwerge. Besprochen habe ich dieselben in der Brandenburgia während der Sitzung vom 9. Februar 1898, woselbst ich eine „Ausstellung von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, welche sich im Märkischen Museum befinden“ (vgl. Jahrg. VI. S. 491—519) veranstaltete, speziell besprach ich S. 498: Hexenschüsseln, Hexendosen, Hexenröhren, Hexenkugeln, Hexenbomben, Hexenpfeifen usw. Das vorliegende Doppelstück, von dessen beiden Teilen ich die nachstehende

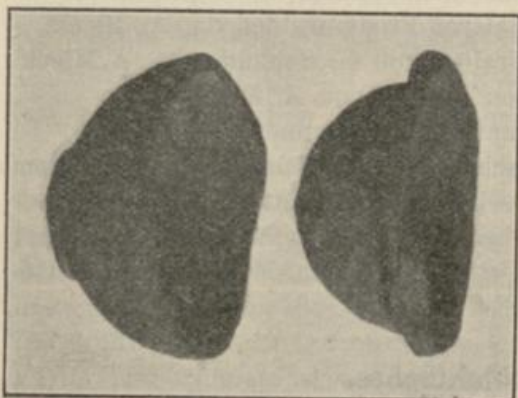


Abbildung gebe, ist als ein im Diluvium vorgekommenes Geschiebe zu betrachten. Welcher Formation dasselbe angehört, ob dem Tertiär oder dem Diluvium selbst, wage ich nicht zu entscheiden. Im Diluvium bilden sich in eisenschüssigem günstigem Kiesboden wahrscheinlich dergleichen Naturspiele noch jetzt, wenigstens habe ich welche gesehen, wo mir der Bildungspro-

zeß noch im Werden, also noch nicht abgeschlossen schien. Die vorgelegte Doppel-Hexenschüssel ist wohl nur ein Fragment. Häufig findet sich im Innern ein ansaugendes Attraktionszentrum, z. B. ein hartes Tonstück, welches auf diese Weise allmählich mit einer Kruste überzogen wird; die meisten dieser Gebilde lassen sich daher auch als Toneisensteinbildungen bezeichnen. Häufig sind sie zerbrechlich, mitunter aber auch, wie die flache Hexenschüssel Jahrg. VI S. 498, von Tegel, abgebildet S. 518 (Märk. Museum A. I. 464), sehr hart. Auch im braunen Jura kommen ähnliche Naturspiele vor.

VII. Hieran schließe ich einige Mitteilungen unseres Mitgliedes, des Herrn Rektor O. Monke über Schrecksteine und pflanzliche volkstümliche Heilmittel, indem ich Ihnen zu a und b Proben vorlege. Vorgezeigt habe ich in der Brandenburgia bei der zu VI erwähnten Gelegenheit 5 Serpentin-Schrecksteine ähnlicher Gestalt, abgebildet a. a. O. S. 506.

a) „Schrecksteine“ wurden in Berlin in der 1831 durch Joh. Friedrich Wilhelm Schmeißer gegründeten Apotheke in der Chausseestraße (jetzt Scherings „Grüne Apotheke“) verkauft. Sie waren aus weichem Gestein (Serpentin?) künstlich hergestellt, hatten Herzform, waren auf der einen Seite eben und zeigten auf der andern einen Buckel; die Längsachse betrug 35 mm, die Querachse 20 mm. Auf der der Spitze abgewandten

Seite hatte der Schreckstein eine Durchbohrung. Man trug die Steine an einem Bande, welches genau so lang war, daß dieselben bis aufs Herz herabhingen, und glaubte, daß dadurch die schädlichen Folgen des Erschreckens verhindert würden. Häufig wurden derartige Steine von Schwangeren und Wöchnerinnen benutzt.

b) Halsbänder aus Paeonien-Samenkörnern (*Paeonia officinalis peregrina*) werden noch heut in Berlin zahnenden Kindern umgelegt. Die etwa erbsengroßen, aber mehr länglichen, schwarzen Körner, die im Volksmunde Schreckkörner genannt werden, kauft man in der Apotheke — ich erstand am 4. Dezember 1904 eine Anzahl derselben in der Nettelbeck-Apotheke in der Reinickendorferstr. 9a — legt sie über Nacht in Wasser, damit sie weich werden, durchsticht sie mit einer Nähnadel und zieht sie auf einen Faden. Die so hergestellten Halsbänder schützen die Kinder vermeintlich vor den Folgen eines Schrecks und erleichtern außerdem das Zahnen.

c) „Saß und Fraß“ war ein in Neu-Vorpommern, z. B. Greifswald, übliches Mittel, welches auch „Süchtenbrecher“ hieß. Es diente indessen nicht als Heilmittel, sondern als Erkennungsmittel der „Süchten“, die im kranken Menschen steckten. Das „Saß und Fraß“ bestand aus 7 (zuweilen auch 9) fingerlangen Stäben aus verschiedenen Hölzern, darunter z. B. von Lignum Sassafras, daher der volkstümliche Name. Die Stäbchen wurden bei Neumond ins Wasser gelegt; soviel ihrer nun untersanken, soviel Süchten hatte der oder die Kranke. War auf diese Weise die Zahl der Süchten ermittelt, so wurden dieselben einzeln von der „klugen Frau“ besprochen. Sieben Süchten kann der Mensch vertragen, bei mehr muß er dran glauben.

d) Mit Mumienstücken wurde noch vor etwa 20 Jahren in den Greifswalder Apotheken von Schenk und Kunstmann ein Handel getrieben. Man benutzte die Dinger als Sympathie-Mittel.

Herr Monke übergibt ferner zu Nr. c eine launige Mitteilung des hiesigen Lehrers an der 70. Gemeindeschule Herrn Heinrich Busch.

Wie Großmutter Muttern und diese uns Kindern die Geschichte vom lignum sassafras erzählte: „Es war mal ein Bäuerlein in der Wendei, das litt sehr an Leib- Rücken- und Kopfschmerzen. Alle klugen Frauen wurden vergebens gefragt und selbst das berühmte „Puschkraut“ aus dem „Rossaw“ verfehlte seine Wirkung. So beschloß denn besagtes Bäuerlein den Medikus Langematz aus Koschebuß, der landesüblich in der Kärzma (Dorfkrug) jeden Freitag in der Woche seine Patienten von ihren Gebrethen mit allerlei Latwergen und Kräutern aus der (von Hans von Küstrin) priv. Apotheke zum goldenen Löwen zu Koschebuß heilte, auch aufzusuchen.

Chirurgus Langematz war berühmt und grob. Vor allem ließ er sich nicht gern beim Mittagmahl stören. Unser Bäuerlein hatte nun aber das Unglück gerade zu solcher Zeit einzutreten, als der Medikus Langematz nach

mühseliger Kutschiererei durch die Bauernheiden von Ströbitz, Kolkwitz, Glinzig, Drehnow, Fehrow, Drachhausen, im Eisenhammer vor Pizna sich zu Mittag stärkte.

Mit großen Augen, über die Brille schielend, ungehalten über diese Störung, empfängt er unsern Pinak, ihn also anredend: „Was hat Er? Was bringt Er? Und was will Er?“

Radebrechend, halb wendisch und halb deutsch, bringt der „Pauer“ sein Gebreite vor; „Rreißt mersch hi un rreißt mersch do; brummt mer Kopp, als hätt ich kleene Tierchen „brumm brumm wutsch in die Loch!“ Bin ich „gewesen bei kluge Frau, to ne bujo inz!! to ne bujo inz!!“ Die Antwort des hungrigen Heilkünstlers ließ nicht lange auf sich warten: „Gehe Er nach Koschebuß, und fordere Er in der Apotheke zum goldenen Löwen für einen guten Groschen sassafrasa cuca perilla“ sprachs und kümmerte sich nicht weiter um unsern wehleidigen „Pauern“, der aber dem Kutscher des Arztes eine Mandel Eier, sorgfältig in Häcksel verpackt, im grauen Säckchen für die Frau Doktor einhändigte. —

Am andern Morgen geht unser Kranker nach Koschebuß und wiederholt unterwegs die Heilung verkündenden Worte. Als er jedoch in die Apotheke eintritt und der Herr Provisor ihn aufruft: „Na, was will Er?“ da war er mit seinem Latein zu Ende. — „Hich wees niche, nee, wees Gott, nee! „Setz Er sich auf die Bank, und warte Er, bis Er's gefunden.“ Mein Bauer sitzt und sitzt; er findet's nicht, so oft ihn auch der mitleidige Provisor fragt. — — Endlich schreit er ihn: „Wie sah denn der Medikus aus, als er Euch das Mittel nannte?“ „Er saß und fraß, und kukte durch Brilla“ war die Antwort des Bauern. Jetzt wußte unser Kräutermann, was er geben sollte; denn Medicus Langematz hatte sein allbekanntes Hausmittel sassafrasa cuca perilla verordnet.

Herr Monke bemerkt hierzu:

e) Die von Herrn Lehrer Busch über das Volksheilmittel „Saß und Fraß“ mitgeteilte Erzählung ist, wie ich höre, von dem schlesischen Dichter Holtei bearbeitet worden. Leider steht diese Arbeit mir nicht zur Verfügung.

f) Über Sassafrasbäume bringt das Lexikon von Meyer unter „Sassafras“ u. a. folgende Angaben:

Sassafras-Lorber, ein 20 - 30 Fuß hoher Baum an den Flußufern und in den Wäldern Nordamerikas von Kanada bis Florida. Wurzel und Rinde sind officinell. Das Holz der Wurzel Radix et Lignum Sassafras, Sassafras- oder Fenchelholz ist blaßbräunlich, ins Rötliche spielend, leicht, weich, etwas schwammig, von vielen Jahresringen und zahlreichen zarten Markstrahlen durchschnitten pp., und ist von einer dicken, leichten, korkigen, außen graulichbraunen, innen rotbraunen Rinde (Cortex radices Sassafras) bedeckt. — Das Holz riecht stark, fenchelähnlich, schmeckt süß, gewürzhaft, etwas scharf und enthält Harz, Gerbstoff und ätherisches Öl. Man benutzt das Sassafras, welches ge-

raspelt (bisweilen mit Fichtenspänen verfälscht) in den Handel kommt, zur Bereitung des sogen. Holzthees (*Species ad decoctum lignorum*) zuweilen auch in der Likörfabrikation und zu Haarwaschwässern. Die Rinde, *Cortex Sassafras* Fenchel oder Sassafrasholzrinde und das Holz, von den älteren Ärzten hinsichtlich der Wirkung überschätzt und besonders als Spezifikum gegen Syphilis gepriesen, werden jetzt nur noch zu Holztränken bei torpiden, rheumatisch-gichtischen Leiden, flechtenartigen Hautausschlägen etc. benutzt.

(Bei der hieran geknüpften Besprechung ergibt sich, daß mehreren Mitgliedern der Gebrauch der Schrecksteine, des „Saß und Fraß“ sowie der Paeonienkerne als Volksheilmittel aus Berlin bekannt ist. Der genannte Herr Busch gibt an, daß ein Teeabguß aus dem geschabten Holz des *Lignum Sassafras* in seiner Heimat, Cottbus, kleinen Kindern statt des Fencheltees eingegeben wurde.)

g) Krebssteine als Volksheilmittel. Endlich teilt Herr Busch noch mit, daß man in Cottbus Krebssteine in kleinen Linnenbeutelchen auf der Herzgrube trug.

Der Vorsitzende bemerkt: Bei unserm gemeinen Flußkrebse, *Astacus fluviatilis*, befinden sich im Augustmonat, kurz vor Abwerfung der Schale vorn im Raume zwischen der äußern und innern Magenhaut zwei, einer halben Erbse ähnliche Kalkkonkretionen, welche als Krebssteine oder Krebsaugen früher in der Heilkunde wider Sodbrennen u. dgl. gebraucht wurden. Das Volk tut dies wohl noch, obgleich Krebse seit einem Menschenalter wegen der leidigen Krebspest rare und teure Tiere geworden sind. Allgemein verbreitet ist noch jetzt im ganzen Krebsgebiet, so noch jetzt in Berlin, die Gepflogenheit, Krebssteine in das Auge zu schieben, um dasselbe von Fremdkörpern zu befreien und überhaupt zu säubern.

Fräulein Elisabeth Lemke bestätigt dies für Ost- und Westpreußen.

h) Galgenholz als Volksheilmittel. Mitteilung des Herrn O. Monke.

Ein Oderberger Bürger verlor häufig durch allerlei Krankheiten Kühe und Schweine. Er wandte sich daher an einen durchreisenden Scharfrichter, und dieser riet ihm, vom Oderberger Galgen Holzspäne abzuschneiden, zu mahlen und dies dem Vieh unter das Futter zu mischen. Der Mann folgte dem Rate, und von da an blieb sein Vieh gesund; ja als eine Seuche, der Rotz, ausbrach, verlor er nicht ein einziges Stück. So geschehen zu Oderberg in der Mark um 1830.

Der Vorsitzende fügt hinzu, daß im allgemeinen Galgenholz nicht günstig beurteilt worden sei, wenn man wenigstens nach der im deutschen Sprachgebiet weit verbreiteten Redensart „falsch wie Galgenholz“ schließen möchte. Indessen, die Gegensätze schließen sich nicht

aus, im Gegenteil sie berühren sich im Volksglauben. Wie man das Blut Geköpfter trank, um von der Fallsucht geheilt zu werden, mag man auch geglaubt haben, daß Galgenholz gerade wegen seiner ekelhaften und schauerlichen Bestimmung und Herkunft heilbringend sein müsse.

i) Gepulverte Hundeknochen als Heilmittel wurden nach Mitteilung des Herrn Rektors Monke kürzlich in der Nettelbeck-Apotheke auf dem Wedding verlangt. Leider vergaß der Provisor zu fragen, zu welcher Kur speziell.

k) Hundehaare werden noch jetzt auf Hundebißwunden hier und da in der Provinz Brandenburg gemäß der alten Formel „Similia Similibus“ gelegt. Herr O. Monke führt einen Fall aus dem Jahr 1865 von Lietzow bei Nauen an.

VIII. Eduard Krause: Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke. Mit 16 Tafeln. Zeitschrift für Fischerei und deren Hilfswissenschaften herausgegeben im Auftrage des Deutschen Fischerei-Vereins von P. Schiemenz und F. Fischer. XI. Bd. 3. u. 4. Heft. Berlin 1904. Eine sehr fleißige und reichhaltige Arbeit, welche auch unser Heimatsgebiet berührt. Ich überreiche sie Ihnen zur Einsicht und Benutzung.

IX. Der abnorm niedrige Wasserstand des Jahres 1904. Ich bin gebeten worden, hierüber der Brandenburgia eine tunlichst vollständige Übersicht zu geben, die sich auf die Hindernisse in den Flußläufen und auf den niedrigen Grundwasserstand in den Brunnen, Viehtränken, Torfmooren usw. bezieht. Dies ist leider zur Zeit ganz unmöglich, weil eine amtliche zusammenfassende Darstellung hinsichtlich unserer Heimat bedauerlicher Weise noch immer nicht erschienen ist. Berufen wären hierzu in erster Linie die Königl. Wasserbau-Inspektionen und die Landwirtschaftskammern. Hiernach muss ich mich mit der Veröffentlichung einzelner kleinerer Lokalberichte beschränken.

a) Der Hohe Fläming leidet bekanntlich im Sommer überhaupt an Wassermangel. Derselbe wurde diesmal zu einem solchen Übelstande, daß die Königl. Regierung zu Potsdam sich zur örtlichen Augenschein-Einnahme im August entschloß, worüber folgender Bericht erschien:

Eine Inspektionsreise nach dem hohen Fläming, dem bedeutendsten Höhenzug der Provinz Brandenburg, unternahm wegen des dort seit langer Zeit in den Ortschaften herrschenden Wassermangels der Regierungspräsident von der Schulenburg aus Potsdam. Schon bei normalen Verhältnissen haben die Flämingdörfer im Sommer unter Wassermangel zu leiden, in diesem Jahre kostet aber die Wasserbeschaffung unendlich viel Mühe und Geld. Dem Dorfe Lübnitz wurde nun, anläßlich der Truppenübungen in Altengrabow, Kavallerie als Einquartierung angesagt, was in dem Orte große Aufregung hervorrief, weil die Einwohner kaum für sich genügend Wasser

beschaffen können, geschweige denn für etwa 50 Kavalleristen und Pferde. Der Ortsvorsteher Schumann richtete deshalb ein beschleunigtes Gesuch an die Regierung zu Potsdam, legte die Verhältnisse klar und bat um Befreiung von der Einquartierung, welche auch genehmigt wurde. Der Regierungs-Präsident hat sich darauf persönlich von dem Notstand des Flämings überzeugen wollen und fand trostlose Zustände. Bei Feuersbrünsten läßt der Wassermangel das Schlimmste befürchten. In Borne muß sämtliches Wasser aus dem einer Brauerei gehörigen Eisteich bei Schäferei Stollenberg geholt werden, womit zwei Fuhrwerke ununterbrochen beschäftigt werden. Zizdorf und Boßdorf wollen eventuell eine Wasserleitung nach dem Planetal anlegen.

b) Havel-Funde bei Rathenow.

Verschiedene Waffen aus der Schwedenzeit wurden infolge des niedrigen Wasserstandes im Bett der Havel bei Rathenow gefunden. Besonders gut erhalten ist ein Kanonen-Revolver, der etwa einen halben Meter lang ist, einen Messinglauf und einen metallenen Schaft hat. August 1904.

e) Der Wasserstand der Havel ist fortgesetzt noch immer ein sehr niedriger. Anfang dieser Woche war der Wasserspiegel zwar bis auf acht Zentimeter gestiegen, ist jedoch inzwischen wieder gefallen und bei Rathenow um drei, bei Brandenburg um einen Zentimeter unter den bisherigen niedrigsten Stand gesunken. Der Pegel bei Brandenburg zeigte gestern 0,46 unter Null, der niedrigste bisher überhaupt bekannte Stand. Auch der Wasserspiegel der Spree ist in den letzten 48 Stunden wieder weiter gefallen. Der Pegel im Landwehr-Kanal in Berlin ist um vier Zentimeter, im Spree-Kanal um drei Zentimeter und in der Spree um zwei bis fünf Zentimeter gefallen. — Der Grundwasserspiegel in der Umgebung Berlins ist zwar langsam, aber ständig gefallen und befindet sich gegenwärtig etwa $1\frac{1}{2}$ Meter unter normal. Unter diesen Umständen beginnt die Wasserversorgung der Vororte, die keine Wasserleitung haben, zu leiden. Flache Brunnen sind schon seit längerer Zeit versiegt, neuerdings beginnt auch das Wasser in den Tiefbrunnen knapp zu werden, sodaß diese geschont werden müssen. — Als eine Folge von Dürre ist seit kurzem in der Milchversorgung Berlins eine Stockung eingetreten. Die märkischen Bauern haben wegen des Futtermangels den Viehbestand vielfach sehr eingeschränkt und liefern kaum halb so viel Milch als früher. Die Pächter sind infolgedessen nicht in der Lage, genügende Mengen Milch aufzutreiben, und die Milchhändler haben zumeist schon in den frühen Nachmittagsstunden ihren Vorrat ausverkauft. Die Nachmittagslieferung bleibt vielfach gänzlich aus. Potsd. Int. Blatt 10. 9. 1904.

d) Wassermangel und Schiffernot in der Spree zu Berlin. Eine allerdings übertrieben gefärbte Mitteilung brachte „Die Welt am Montag“ im September 1904, als Stimmungsbild aus der beteiligten Schifferwelt. Es sei daraus folgendes mitgeteilt:

Zum Notstand der Schiffer. Der niedrige Wasserstand unserer norddeutschen Wasserstraßen hat das Publikum wieder mal auf einen Beruf aufmerksam gemacht, um dessen Leiden und Freuden es sich sonst wenig genug

kümmert. Die Schiffer haben durch die Trockenheit des Sommers wohl den empfindlichsten Schaden von allen Erwerbsständen erlitten.

Bekanntlich sind die Brücken, Badeanstalten und gewisse Uferstrecken zur Sicherung der Anlagen selbst, wie auch der Schifffahrt, mit Abweispfählen oder Pfahlbündeln ober- und unterstrom versehen. Diese Pfähle sind, wie auch der Name sagt, dazu da, um Fahrzeuge, die durch Witterungsverhältnisse (Wind usw.) Gefahr laufen, an die betreffende Anlage zu treiben, abzuweisen oder abzuhalten. Wird tatsächlich nun ein Fahrzeug an einen Haltepfahl gedrückt, so erwächst dem ersteren in der Regel selbst Schaden genug, der vermieden wäre, wenn der Pfahl nicht dagewesen wäre. Außerdem sind die Brücken Berlins oftmals Hindernisse der Schifffahrt, weil ihre Erbauer mitunter anscheinend mehr mit Rücksicht auf das Auge des Beschauers, als auf die Bedürfnisse der Schifffahrt gebaut haben. Heißt es doch z. B. von der Oberbaumbrücke:

»O Berlin mit deinen Brücken
Kannst mein Herze nicht beglücken,
Denn unterm ganzen Oberbaum
Hat knapp 'ne Streichholzbüchse Raum.
Drum ist es besser und beliebt,
Wenn man die Schiffe rüberzieht.«

Ein anderes, allerdings ja auch künstlerisch ausgeführtes, für die Schifffahrtstreibenden aber fast unmögliches Bauwerk ist die Anlage der Mühlendammschleuse und die über dieselbe führende Brücke. Auch hierfür möge folgendes genügen: Der schöne, große, neuerbaute Frachtdampfer „Martha“ der Schultheißbrauerei, wie größere leere Kähne müssen nämlich in ihren Schiffsboden ein Loch bohren, bis sie den erforderlichen Tiefgang haben, um diese Brücke ohne Gefahr passieren zu können.

e) U. M. Herr Rektor Monke teilt das Nachfolgende über die sogen. Hungersteine mit, welche bei niedrigem Wasserstande und anhaltender Dürre zu Tage treten als Wahrzeichen ähnlicher Verhältnisse mit denen allemal, wenn auch nicht geradezu Hungersnot, so doch immerhin Not der Landwirte verbunden war; diese Steine sind mitunter vor Jahrhunderten gesetzt worden.

Bei dem niedrigsten Wasserstande der Flüsse des In- und Auslandes im Sommer 1904 sind in verschiedenen Flußbetten Steine zutage getreten, welche entweder eingemeißelte Jahreszahlen trugen, die sich auf den Wasserstand bezogen, oder entsprechende Inschriften aufwiesen, u. a. auch den Vers: „Wer mich sah, der mußte weinen, und wer mich sehen wird, der wird wieder weinen“. Auf einen derartigen Stein im Seinebett in Paris habe ich vor cr. 15 Jahren in einem Artikel „Berühmte Steine“ in den „Berliner Neuesten Nachrichten“ hingewiesen. Man nennt diese Steine im Volksmunde „Hungersteine“. In märkischen Flüssen sollen solche Hungersteine ebenfalls gesehen worden sein. Es empfiehlt sich gewiß, Nachrichten*) darüber

*) Volkssagen und wirkliche Tatsachen.

und womöglich Photographien solcher Steine zu sammeln. Vielleicht würde ein Aufruf in einer größeren Tageszeitung am sichersten zum Ziele führen.

Es giebt bekanntlich auch Hungerbrunnen und Hungerquellen, die nur in trockenen Jahren zu fließen beginnen.

Gerade in der Elbe sind dergleichen Hungersteine im August d. J. zu Tage getreten, so bei Dömitz in Mecklenburg-Schwerin und bei Schandau. Hier wurden gegen 20 Hungersteine z. T. aus dem 17. Jahrhundert gefunden, aber bald hiernach leider als allerdings lästige Schiffahrtshindernisse fortgesprengt. Dagegen hat man an anderen Stellen die Hungersteine mit diesjährigen Vermerken versehen.

f) Wassermangel der Elbe im Anhaltischen.

Die Reste der Burg Reina, des alten Fürstensitzes, welcher bekanntlich im 14. Jahrhundert von den Fluten der Elbe zerstört wurde, sind, wie schon mitgeteilt, bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande deutlich zu sehen. Herr Lehrer Liebezeit in Neeken hat an drei verschiedenen Tagen, nämlich am 16., 20. und 23. Juli, wohlgelungene photographische Aufnahmen von den wenigen Überresten gemacht. Auf dem ersten Bilde ragen die Trümmer nur wenig über das Wasser empor; da der Spiegel in den folgenden Tagen noch weiter sank, machte Herr Liebezeit noch zwei weitere lohnendere Aufnahmen, die alles wiedergeben, was von der Burg noch vorhanden ist. Reina war Schloß und Hoflager der Fürsten von Anhalt. Die Burg wurde zwischen 1314 und 1325 von den Elbfuten verwüstet; denn 1319 stellte Fürst Albrecht nebst seinem Sohne noch eine Urkunde „gegevene op den Huve tu Reyne“ aus und 1325 sagen in einer anderen Urkunde die Fürsten Albrecht und Waldemar, daß von den beiden Dörfern Brambock, zu beiden Seiten der Elbe, das auf dem linken Ufer neben ihrer Hofburg, welche jetzt verödet sei, liege. Dadurch bestimmt sich eben die Lage dieser Burg, von der nur noch der Name Reinichen als eines Gebüsches auf dem linken Ufer und der zu Neeken gehörigen Dorfstätte Reina auf dem rechten Ufer übrig sind. Beckmann meint, die Elbe habe ihren Lauf verändert und so die Burgstätte und ihre Trümmer vom linken zum rechten Ufer gebracht. Am erkennbarsten sei das Werk an der Wiese auf dem Neekenschen Werder zwischen den zwei Eichbüschen. — Der Weg nach der alten Burgstätte führt von Roßlau am Petroleumlager und der Hautwollfabrik Rodleben vorüber, dann einen Hohlweg linker Hand in die Elbaue hinab und auf eine Gruppe dichtgedrängt stehender Eichen zu, in deren unmittelbarer Nähe sich die Ruine befindet. Anhalt. Staatsanz. Juli 1904.

U. M. Herr Otto Mielke-Nowawes teilt hierzu eine am 7. August d. J. an Ort und Stelle aufgenommene Photographie mit, die ihn mit noch 6 anderen Personen stehend auf den Trümmern der alten Feste Reina bei Roßlau mitten im Elbstrom darstellt.

g) Von der Oder sind uns leider keine Sonderberichte zugegangen. Dieser Fluß leidet bekanntlich überhaupt stark an Versandungen, die vom Oberlauf desselben herrühren. Unterbrochen war die Schiffahrt

auch auf dem brandenburgischen Anteil ebenfalls wochenlang im verflossenen Hochsommer. Dasselbe traf bei der Warthe und Neiße sowie beim Bober zu.

h) Moorbrände. Die übermäßige Sommerhitze hat Moorbrände an verschiedenen Teilen unserer Provinz gezeitigt, wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit oder Bosheit erzeugt. Bei der Museums-Pflegschaftsfahrt des Märkischen Provinzial-Museums nach Kremmen, Vehlefanzen, Beez und Umgegend am 11. September d. J. sahen wir mehrere Moore des havelländischen Luchs in Brand. Am 15. September d. J. teilte der B. Lok.-Anz. hierüber nachstehendes mit:

Über die Entstehung des großen Moorbrandes bei Kremmen wird uns geschrieben: In den vor etwa 20 Jahren ausgetorften Wiesen bei Langen, Wustrau, Kremmen, Beetzer Wall usw. bis Herzberg hinauf ist vor jetzt gut drei Wochen Feuer ausgebrochen. Obgleich es erst den Anschein gewann, als ob man den Brand gelöscht hätte, da das Aufsteigen des Rauches nur noch in matter Weise bemerkt wurde, setzte er nach einigen Tagen mit erneuter Heftigkeit ein und hat heute eine Ausdehnung von etwa 2000 Morgen, eine Zahl, die eher niedriger als zu hoch geschätzt ist, verwüstet; mindestens 1 m tief des schönsten Wiesenluchs ist ausgebrannt. Dicker Qualm erfüllt die Luft und die in der Windrichtung liegenden Ortschaften. Es ist unmöglich, dem Feuer beizukommen, weil man befürchten muß, im nächsten Augenblick in der glimmenden Torfschicht zu versinken. Nur ein tagelang anhaltender Regen kann dem verheerenden Element Einhalt gebieten.

Am 29. desselben Monats schloß sich folgende Nachricht an:

Der Moorbrand im havelländischen Luch, der im Juni ausbrach und durch Menschenkräfte nicht erstickt werden konnte, hat jetzt nach sechsmonatiger Dauer aufgehört, nachdem wohl im Innern des Moors alle brennbaren Stoffe vernichtet worden sind. Da schließlich auch die Forsten verschiedener Nachbargemeinden, wie Börnicke, Grünefeld, Paaren, Perwenitz, bedroht waren, so begann man die weitere Ausdehnung des Feuers durch Gräben zu hindern, die um das brennende Moor gezogen wurden. Hierbei stieß man in einer Tiefe von etwa zwei Meter auf einen unterirdischen Eichenwald, der Bäume von riesenhaftem Umfang aufweist. Die auch an den Kronen noch gewaltigen Stämme waren so hart wie Eisen und leisteten jedem noch so scharfen Instrument Widerstand.

Der Graf Zieten-Schwerin auf Wustrau, Kreis Ruppiner, hat diese Gräben ziehen lassen und dadurch der weiteren unterirdischen Fortsetzung des Torfbrandes wirksam vorgebeugt. Nach Mitteilung des Herrn Amtsvorstehers Wörmann in Vehlefanzen wurden unter gleichen Verhältnissen im Moor beim Dorf ebenfalls uralte versunkene Eichbäume im Spätsommer gefunden.

Für weitere Angaben in betreff der Wasserstandsverhältnisse würden wir sehr dankbar sein.

X. Das Kreidelager bei Grimme, Kreis Prenzlau. Bei Grimme nahe Löcknitz i. Pommern befindet sich eine der jüngeren Kreideformation, dem Ober-Senon angehörige, anscheinend isolierte Kreidescholle, deren Untersuchung sich die Herren Schumann und Leonhard, Mitglieder des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau, Mitteilungen I. Bd. S. 79 u. 80, haben angelegen sein lassen. Schumann weist darauf hin, daß das in einer Urkunde Kurfürst Johanns von Brandenburg vom 23. Oktober 1487 (Riedel, Cod. dipl. brand. A. 13, 423) erwähnte „Kalkertz auf der veltmarekh zu Gremmen“ auf diese Obersenonscholle zu beziehen sei. Herr Mittelschullehrer Leonhard hat die vielen, zum Teil sehr seltenen Versteinerungen daraus mit Sachkenntnis bestimmt. Die selteneren Mollusken einschließlich der Terebrateln sind: *Rhynchonella octoplicata*; *Terebratula obesa* Sow.; *Magas pumilus* Sow.; *Pecten quadricostatus* Sow.; *Spondylus spinosus* Sow.; *Trigosomus Palyxii* (bisher nur in Belgien gefunden); ferner seltenere Seeigel: *Cidaris vesiculosa* Gf.; *Salenia scutigera* Mnstr.; *Cardiaster Ananchytes*; *Ananchytes conoideus* Gf.; *Conoclypeus* (?); *Echinoconus Roemeri* Des.; *Caratonus avellara* (bisher nur auf der Halbinsel Krim gefunden). Polypen: *Porosphaera globularis* Phill. (in der Steinzeit wurden die durchbohrten kugeligen Stücke wie Perlschmuck verwendet); *Thamnastraea agaricites* Gf. und *Parasmilia centralis* Mnt. Es ist wohl anzunehmen, daß der ganze Formenreichtum hiermit noch nicht erschöpft ist.

XI. Quartär-Studien in Dänemark von Nils Olof Holst. (Geol. Fören. Förhandl. Stockholm 1904. B. 26. Heft 5. 433—452. Der auf diesem Gebiet durch interessante Forschungen unserer Brandenburgia wohl bekannte Stockholmer Staatsgeolog hat über diluviale Konchylien- und Pflanzenfunde in der Gegend von Esbjerg, West-Jütland, Burg in Ditmarschen, Rensing bei der Eisenbahnstation Kellinghusen, ferner bei Lamstedt und Basbeck unweit Stade, Prov. Hannover, lehrreiche Untersuchungen angestellt, die auch bezüglich des Frühvorkommens des Menschen von Bedeutung sind. (Vgl. über Holst: Moränen und Eiszeitbeobachtungen, Brandenburgia XIII. S. 55.)

S. 439. Die in Frage stehenden altglazialen Bildungen bei Esbjerg, Burg, Rensing und Basbeck — Lamstedt scheinen ungefähr in derselben Höhe zu liegen, bloss einige wenige Meter über Meer.

S. 441. Anlangend die gerade jetzt zur Frage gestellten Senkungen, so können durch Holsts Forschung wichtige Aufschlüsse über die Ausbreitung der Wohnplätze des älteren Steinvolks gewonnen werden. Es ist wohl bekannt, daß das ältere Steinaltersvolk in Dänemark seine Wohnstätte wählte nahe dem Meerstrande und daselbst Abfallhaufen hinterließ, die sog. „kökkenmöddinger“. Aber dies Volk mußte von

Süden eingewandert sein und just in den letzten Jahren hat man in Frankreich Wohnstätten gefunden mit solchen Typen von Steingeräten, welche eine offenkundige Verwandtschaft mit denen der Kjökkenmöddinger haben.*) Diese Gerätschaften, französische wie dänische, sind allzeit ungeschliffen, stehen aber im Übergang zwischen den palaeolithischen und neolithischen Zeiten, und bilden fortan eine besondere Epoche, die mesolithische Periode (halbneolithische oder des jüngeren Steinalters ältesten Abschnitt). Die Franzosen haben dieser Epoche den Namen „le Campignien“ gegeben, nicht zu verwechseln mit der geologischen Epoche, welcher die Belgier den Namen Campinien**) verleihen. Zu bemerken ist, daß diese Campignien-Sachen auch in Belgien bekannt sind, aber nicht bekannt sind, oder es doch bis vor kurzem nicht waren, aus Holland und auch nicht „aus den folgenden Landschaften bis Dänemark“, Lücken von denen man hoffen darf, daß sie doch noch ausgefüllt werden (Phil. Salmon a. a. O. S. 407 u. 408). Und H. hat bereits in einiger Hinsicht diese Lücke ergänzt.

S. 444. Betrachtet man die Ausbreitung der mesolithischen Kjökkenmöddinger auf der nördlichen cimbrischen Halbinsel, so findet man sie neben dem höchsten Strandwall aus den Litorina-Zeiten.***) Und weil Nord-Jütland nach der Zeit des Maximums der Litorina-Senkung gehoben ward, so findet man diesen Strandwall und daher auch die ältesten Kjökkenmöddinger neben dem jetzigen Strand. Aber umgekehrt hat sich die Sache in Süd-Jütland und Schleswig-Holstein gestaltet. Hier ist in derselben Zeit eine Senkung eingetreten. Vorausgesetzt, daß das ältere Steinzeitvolk auch diese Küstenstrecken der cimbrischen Halbinsel besiedelte, so müssen ihre Wohnstätten unter dem Meer liegen. Damit stimmen die mesolithischen Stein- und Beinfunde im Koldinghus-Museum zu Kolding, welche aus 3 bis 4 m Tiefe im Koldingfjord aus-

*) Phil. Salmon d'Ault du Mesnil et Capitan: Le Campignien. Revue mensuelle de l'Ecole d'Anthropologie de Paris 1898 S. 365, 384 u. 385. — Moritz Hoernes: Der diluv. Mensch in Europa. Braunschweig 1903. S. 85. — A. de Mortillet: Campigny et le Campignien. Bullet. de la Soc. d'Anthrop. 1899. S. 36.

**) A. Rutot (Coup d'oeil pp. Namur 1904) stellt S. 254 die Facies von Campigny, also das „Campignyien“ in die „neolithische Industrie“, Fauna der Jetztzeit, fallend zwischen (jünger als) das Tourassien und (älter als) das Robenhausien (steinzeitliche schweizerische Pfahlbauzeit). Aber diese Gruppen, die mesolithische, für welche das Rentier charakteristisch, ferner die älteren und ältesten neolithischen Gruppen, bedürfen noch sehr der Vergleichung in den verschiedenen Teilen, mindestens Europas, unter einander und schärferer Zeitfeststellung.

***) Vgl. über die Litorina-Periode den Sitzungsbericht der Brandenburgia vom 28. September d. J.

gebaggert worden sind.*) Ähnlich in der Kieler Förde, nur daß die mesolithischen Funde hier bei etwa 9 m Tiefe gemacht wurden.

Landsenkungen in den südlichen Teilen der cimbrischen Halbinsel sind solchergestalt also entgegengesetzt den Landerhebungen in den nördlichen Teilen. Es ist daher sehr möglich, daß beide Arten von Wohnplätzen gleichzeitig sind, aus einer Zeit bevor die eigentliche Litorina-Senkung ihren Höhepunkt erreichte.

Übrigens ist nicht bloss die jütische Ostküste durch mesolithische Küchenabfälle ausgezeichnet, sondern auch die Insel Seeland. Fräulein Direktor J. Mestorf hat in den „Vorgesch. Altertümern auf Schleswig-Holstein“ (Hamburg 1885) verschiedene mesolithische Altertümer an der Gjenner Bucht bei Süderballig (Ostküste von Schleswig) und im und am Kieler Hafen bei Ellerbeck gefundene Geräte und Waffen aus Stein und Bein abgebildet und beschrieben, jedoch ohne die Zeitstellung damals präzisieren zu können.

D. Kulturgeschichtliches.

XI. Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift für Förderung der landesgeschichtlichen Forschung. Auf diese von Dr. Armin Tille herausgegebene gediegene und praktische Zeitschrift mache ich unter Vorlegung von Heft 1 und 2 Bd. VI. Oktober und November 1904 gern von neuem aufmerksam. Sie wollen sich selbst von dem reichen Inhalt beider und der früheren Nummern überzeugen. Aus der Oktobernummer hebe ich besonders hervor Hans Beschorner (Dresden); „Wüstungsverzeichnisse“, weil die wüsten Dorfstellen (auch mitunter „wüste Mark“ genannt) bei uns in der Provinz Brandenburg eine große Rolle spielen. Bei unseren Museums-Pflegschaften haben wir mit ziemlicher Verlässlichkeit folgende Gruppen zu unterscheiden gelernt.

a) Namenlose wüste Dorfstellen. Dieselben haben oft ein hohes, sogar vorgeschichtliches Alter. So die unbenannte wüste Dorfstelle im Brieselang bei Station Finkenkrug: Erhebungen im Luch, Brandstellen mit zahlreichen Gefäßresten, die aber vorwendisch sind. Keine slavischen, keine frühchristlich-deutschen Reste. Entweder hat sich also von der letzten Germanenzeit durch die Völkerwanderungs- und Wenden-Periode hindurch die dunkle Überlieferung, daß hier eine Ortschaft gewesen, erhalten, was nicht ganz undenkbar, da sich direkte Überlieferungen sogar aus der Bronze- und Hallstattzeit hie und da er

*) In den ausgebaggerten Litorina-Schlamm-Massen an der neuvorpommerschen und mecklenburgischen Küste, haben sich, wie ich früher erwähnt, dergl. mesolithische Stein- und Beingeräte gefunden. Auf diese mesolithische Periode glaube ich auch einige dergl. Funde, die ich zwischen Travemünde und Neustadt a. d. Ostsee gemacht, beziehen zu dürfen.

halten zu haben scheinen. Oder unserer ländlichen Bevölkerung sind die vielen Feuerstellen und Gefäßreste beim Ackern aufgefallen und sie haben hieraus den naheliegenden Schluß gezogen, daß es hier sich um eine untergegangene Ortschaft handelt.

b) Wüstungen mit unbestimmter Bezeichnung. Die berühmteste bei uns ist die unbenannte sogen. „Stadtstelle“ im Wald „der Blumenthal“ bei Strausberg, welche ich mehrmals, zuerst 1871 in Bd. 3 der Zeitschrift für Ethnologie S. 175—197 (unter Anführung der frühern Literatur) ausführlich besprochen. In der Brandenburgia habe ich ausgeführt, daß die Gefäßreste der frühesten christlichen Besiedelung angehören und die, wie gesagt, unbenannte Ansiedlung frühzeitig zerstört sein muß.

c) Die benannten Wüstungen. Sie werden bei uns auf den Einfall der heidnischen Litthauer, die der Bischof von Lebus im 14. Jahrhundert ins Land gerufen, auf die Hussitenzüge (1432) und den dreißigjährigen Krieg zurückgeführt, auch auf die Pestzeiten, das Wüten des Schwarzen Todes, und — selten — auf Naturereignisse z. B. Überschwemmungen (Marieninsel im Paarsteiner See bei Chorin).

Beschorner verlangt mit Recht Beachtung folgender Punkte:

1. urkundliche Erwähnungen der Wüstungen mit Zusätzen, wie „gelegen bei N“, „gelegen zwischen A und B“, usw.;
2. noch vorhandene oder früher gefundene Mauerreste;
3. die alte Flureinteilung, wie sie sich meist bis in die Tage der Separationen unverändert erhielt und oft deutlich die Lage der Wohnstätten erkennen ließ; vergl. die trefflichen von der provinziälsächsischen Kommission hergestellten Wüstungsbücher;
4. bestimmte Flurnamen, wie „das alte Dorf, die Dorfstatt, die Gärten, der Kirchhof“ usw.;
5. kleine Teiche, die sich durch Gestalt und Lage als alte Dorfteiche verraten;
6. Wege, die, von den Bauern mit größter Beharrlichkeit beibehalten, vielfach unverkennbar auf das frühere Vorhandensein einer Ansiedlung an einer bestimmten Stelle hinweisen. Es handelt sich dabei im Einzelfalle entweder um einen kurzen, kreis- oder halbkreisförmigen Weg, der ehemals rings um das Dorf lief, oder um eine Anzahl von Wegen, die strahlenförmig einem früher sichtlich vorhanden gewesenen Mittelpunkt zustreben.
7. Hecken und Raine, die sich leicht als Dorfeinfriedigungen zu erkennen geben, Baumgruppen, die einst das Innere des Dorfes zierten, Baumreihen, die die Dorfstraße einsäumten, usw.

Was für treffliche Dienste diese meist wenig beachteten Merkmale, namentlich auch die an vierter und sechster Stelle genannten, zu liefern

vermögen, lehrt das Beispiel des Allervereins, der lediglich mit ihrer Hilfe an 86 Stellen nachgewiesen hat, daß dort Dörfer gestanden haben müssen. Schon aus guten Karten, z. B. den preußischen Meßtischblättern läßt sich manches ersehen. Wir bitten dringend diese Forschungen zu unterstützen.

Aus dem November-Heft ist für die Heimatkunde von großer Bedeutung, der gelehrte ausführliche Aufsatz von Theodor Lohmeyer (Marburg): „Unsere Flußnamen.“

Es sei uns vergönnt aus dieser wichtigen Veröffentlichung wenigstens ein paar Stellen anzuführen.

Lohmeyer hat (S. 30) folgende zwei Gesetze gefunden und unter Beweis, an der Hand sorgfältiger Quellenstudien, gestellt.

Ein germanischer Flußname besteht, wenn er nicht zusammengesetzt ist, aus einem einfachen Grundwort für Fluß, wie aha, alta, apa, asa, mana, trawa usw., oder wenn er zusammengesetzt ist, aus einem Bestimmungswort mit einem der Grundwörter für Fluß. Ein Suffix tritt nur bei den Grundwörtern auf, und zwar ist das Grundwort ohne Suffix aus dem Grundwort mit Suffix durch Abschleifung hervorgegangen, so alta aus *altena*, asa aus *asana*, trawa aus *trawena*.“ Als solche Grundwörter habe ich am Ende von Flußnamen *alta*, *asa*, *ata* oder *anta*, *bada*, *mana*, *rena* (*rana*, *arne*), *seara*, *trawa* nachgewiesen, während dieselben bis dahin, wenn sie den Schluß von Wörtern bilden, als bloße Ableitungsendungen aufgefaßt wurden und *alta*, *asa*, *ata* oder *anta*, *bada*, *mana* in Nichtzusammensetzungen, also als einfache Wörter, unerklärt geblieben oder wenigstens nicht als Grundwörter für Fluß erkannt waren. Die scheinbaren Suffixe bei Nichtgrundwörtern sind Reste ehemaliger Grundwörter, so *-ala* mit den Nachtonformen *-ela*, *-ila*, *-ula*, *-ola* usw. von *alta* und dies aus *lata*, *anna* oder *ana* mit den Nachtonformen *-ena*, *-ina*, *-una*, *-ona* von *arna* oder *anta*, *-ara* (*-era*, *-ira*, *-ura*, *-ora*) von *arna*, *-se* von *asa* (*asana*), *-tra* von *trawa* usw.

Zweitens hat sich mir bis jetzt ohne Ausnahme das weitere Gesetz stets von neuem bei den uralten Flußnamen bestätigt: „Wie das Quellgelände oder die Quellhöhe, so der Flußname“. Unsere Vorfahren nannten also die Flüsse nach ihrer Heimat, ihrer Geburtsstätte. Deshalb sind die wirklich uralten Flußnamen sozusagen Ursprungszeugnisse, d. h. sie sagen uns, wie das Gelände beschaffen ist, wo die Quellen des betreffenden Flusses zutage kommen; ausgenommen sind diejenigen, bei denen, wie es besonders bei mehreren großen Flüssen der Fall ist, ein blosses Grundwort ohne Bestimmungswort verwandt ist, wie z. B. bei Elbe, Rhein, Maas, wahrscheinlich auch bei Oder. Gewiß haben verschiedene Flüsse in ihrem Laufe verschiedene Namen, aber ursprünglich immer nur einen, und der wurde von der Beschaffenheit der Quellhöhe hergenommen.

Wie erklärt sich diese auffällige Tatsache? Einmal aus der hohen Verehrung der Quellen — pilgern doch noch jetzt die urverwandten Hindus zu den Quellhöhen des Ganges — und der Wertschätzung eines beständig den Menschen und den Haustieren Wasser spendenden Flusses. Deshalb erfolgten die Siedelungen meistens längs eines Flusses, und die Anwohner nannten sich

sehr oft nach diesem Flusse. Zum anderen setzt diese Tatsache eine Verbreitung der Namengeber über weite Landstrecken und zugleich einen Verkehr zwischen den einzelnen Stämmen voraus. So erklärt sich auch, daß gerade bei den größten Strömen mit ihrer mächtigen Ausdehnung von der Quelle bis zur Mündung bloß ein Grundwort angewandt wird; sie wurden „das Wasser, der Fluß“ schlechthin genannt; auch kommt es vor, daß ein Stamm seinen Hauptfluß, wenn dieser auch kleiner war, bloß als „das Wasser“ bezeichnete; verschiedentlich ist auch das Bestimmungswort verloren gegangen und bloß das Grundwort übriggeblieben, wie ich nachweisen kann.

Man hat in den Flußnamen vielfach ein Mittel, um das ursprüngliche Germanien abzugrenzen: soweit die Flußnamen die germanische bzw. hochdeutsche Lautverschiebung zeigen, reicht germanisches Gebiet, erscheint aber die unverschobene Form, so haben wir es mit nichtgermanischem Sprachgebiet zu tun. (S. 37.)

L. schließt damit, daß es Aufgabe der Zukunft sei, einmal die noch nicht erklärten Bestimmungswörter zu deuten und zum anderen die Flußnamen in den verschiedenen Ländern indogermanischer Zunge nach den verschiedenen Grundwörtern zusammen zu stellen und sie den verschiedenen Zeiten, Völkern und deren Stämmen zuzuweisen. Eine Riesenaufgabe, an der noch ganze Geschlechter von Gelehrten sich den Kopf zerbrechen können.

XII. Roland-Umschau. a) Die Überreste des Rolands zu Prenzlau, welche mit Eigentumsvorbehalt für das Märkische Museum in diesem verwahrt wurden, sind auf Verlangen des dortigen Magistrats i. J. 1899 nach Prenzlau zurückgeliefert und daselbst im Uckermärkischen Museum aufgestellt worden. Abbildungen in der Festschrift des Vereins f. d. G. Berlins „Die Rolande Deutschlands“ 1890 No. 22 S. 176 und E. D. (Ernst Dobbert) „Der Prenzlauer Roland“ in Mitteilungen des Uckerm. Museums- und Geschichts-Vereins 1. Bd. 1902. S. 76—78. An den Resten (Kopf, 2 Oberschenkel, ein Ellbogengelenkstück und das Schwert) habe ich, als sie noch in Berlin waren, Spuren von Bemalung (Schwarz und Weiß) bemerkt, der Verein sollte recht genaues hierüber veröffentlichen, da das bezüglich der Bemalung mittelalterlicher Steinfiguren von Wichtigkeit sein würde. Am 21. Januar 1737 warf der Sturm den Roland in Prenzlau um. Nachdem der Magistrat durch den Bildhauer Glume in Berlin Zeichnung und Kostenanschlag zu einem neuen Roland hatte anfertigen lassen, bat er unter dem 18. Okt. 1741, und — zur Äußerung über den Zweck der Wiederaufrichtung aufgefordert — unter dem 6. Februar 1742 abermals um die erforderliche Allerhöchste Genehmigung, da das Standbild zwar „von keinem andern Nutzen seyn kann, als daß der bisherigen gewohnheit nach bey vorfallenden executionen die Delinquenten davor geführet und das Peinliche Halssgericht dabey gehalten wird: So würde solches dennoch der Stadt zu einer Zierde nicht nur

gereichen, sondern auch das Andenken dieser Antiquität wie in anderen Städten beybehalten und auf die Nachkommen gebracht werden.“

Vom Standpunkt der Heimatkunde unbegreiflich, wurde die Erlaubnis verweigert. Ob ein Mißtrauen gegen die Rolande überhaupt als ein Symbol angemaßter städtischer Selbstherrlichkeit dabei mitgespielt hat, stehe dahin. Aber zu übersehen ist doch nicht, daß auch an anderen Orten die Regierungen des Polizeistaats auf die Rolande scheinlich geblickt haben.

Die Rudera wurden vergraben, das Schwert im Rathaus verwahrt und mit der bekannten Inschrift (78) versehen. Aus dem Rumpf wurde ein geschmackloses Epitaphium mit der Inschrift gemeißelt: *Hic jacet statua Rolandi erecta hoc loco An. MCCCVC. dejecta viribus venti An: MDCC XXXVII. sepulta An: MDCCXLIII. Monumento hoc ex ipsius trunco fabrefacto.*

E. D. schließt S. 78: „Erwähnen wollen wir noch, daß sich an den schon oben angeführten Roland zu Potzlow die Sage knüpft, die Prenzlauer hätten den Potzlower steinernen Roland geraubt und ihren hölzernen an die Stelle gesetzt. Die Sage dürfte darauf zurückzuführen sein, daß der Flecken Potzlow von der später gegründeten Prenzlau derartig überflügelt wurde, daß seine Märkte allmählich alle Bedeutung verloren und endlich ganz aufgehoben wurden.“

b) Sehen wir uns nunmehr den Potzlower Roland, dessen Anfangs-Geschichte ganz ins Ungewisse fällt, näher an.

Im September 1878 und am 9. März 1879 veranstaltete ich Ausflüge der Pflugschaft des Märkischen Museums nach Potzlow, wobei uns der dortige Oberamtmann Mundt bestens unterstützte. Das sichtliche Verkommen des sogen. Rolands veranlaßte die Museums-Direktion unterm 10. März 1879 folgendes Ersuchen an die Königl. Regierung zu Potsdam zu richten.

Auf dem Königl. Dominium Potzlow, Kreis Templin, zur Zeit verpachtet an Herrn Oberamtmann Mundt daselbst, befand sich früher unweit des Kirchplatzes ein hölzernes Rolands-Bild. Nachdem dasselbe in Folge der Witterung und des Wurmfraßes fast zerstört worden, wurde es, wie es scheint im vorigen Jahrhundert entfernt und soll nach Aussage alter ortskundiger Personen vor einiger Zeit verbrannt worden sein.

An Stelle dieser Rolands-Figur ist von dem Dominium vor alters ein Rolands-Pfahl aus Eichenholz errichtet worden, der unförmig nach Art eines Götzenbildes geschnitzt, aber augenscheinlich mit den wirklichen Armen des ursprünglichen Rolands versehen worden ist, wie wir uns bei einer kommissarischen Besichtigung im September v. J. an Ort und Stelle überzeugten.

Auch diese Reste drohen der Verwitterung und dem völligen Verfall entgegen zu gehen. Der Pfahl ist unten abgefällt und von Herrn

Mundt bereits gestützt worden. Ferner ist der linke Arm vor einigen Wochen abgefallen und, wie wir uns gestern durch den Augenschein überzeugten, nicht mehr anzusetzen.

Herr Mundt gab uns daher anheim, die Königl. Regierung als Aufsichtsbehörde um Genehmigung zu bitten, daß die andernfalls unrettbar dem sichern Untergange anheimfallenden Reste nach dem Märkischen Museum translociert werden dürfen, woselbst dieselben neben den Resten des steinernen Rolands aus dem benachbarten Prenzlau eine ebenso würdige wie passende Aufstellung und Aufbewahrung finden würden.

Die Fortnahme und Versendung des Pfahls würde Herr Mundt bewirken, auch ist derselbe gern bereit, um die Stelle, wo der Pfahl stand, zu markieren, daselbst einen Findlingsblock als Merkstein zu errichten.

Im Auftrage des Magistrats bitten die Königl. Regierung, Hochwelche unserm patriotischen Institut wiederholt gütige Förderung hat zuteil werden lassen, wir gehorsamst, Hochgeneigtest zu der Fortnahme die Zustimmung zu erteilen.“

Die Königl. Regierung zu Potsdam erwiderte am 8. April 1879 (I. No. 1515/3):

„Der Direktion erwidern wir, auf das gefällige Schreiben vom 10. März cr. betreffend die Überlassung des auf dem Dominium Potzlow befindlichen Rolands-Pfahls an das Märkische Provinzial-Museum, daß wir die Fortnahme desselben von seinem jetzigen Standpunkte unter der Bedingung gestatten, daß Herr Oberamtmann Mundt sich uns gegenüber bereit erklärt, die Stelle durch einen Findlingsblock mit einer Inschrift, welche besagt, daß hier eine Rolandstatue aus Holz gestanden hat, deren Reste im Jahre 1879 in das Märkische Provinzial-Museum übergeführt sind, bezeichnen zu lassen. Wir halten es für wünschenswert, die Stelle in der Weise zu markieren, da es doch ein interessantes Faktum ist, daß das jetzige Dorf Potzlow einen eigenen Roland besessen hat, welcher Umstand beweist, daß Potzlow früher eine weit größere Bedeutung gehabt und daß dem Orte die Marktgerechtigkeit sowie eigene Gerichtsbarkeit zugestanden hat.“

Wir schrieben nun an Herrn Mundt am 20. April 1879:

„Ew. Hochwohlgeboren gestatten wir uns Abschrift des Schreibens der Königl. Regierung zu Potsdam vom 8. d. M. mitzuteilen, wonach dieselbe die Überführung des Rolandspfahls nach unserm vaterländischen Institut unter der Voraussetzung genehmigt hat, daß Ew. pp. die Güte haben, einen der auf Ihrer Feldmark vielfach vorhandenen Findlingsblöcke an der Stelle des Pfahls zu deponieren.

Ein solcher Block müßte eine glatte Seite haben, welche man mit schwarzer Ölfarbe anstriche und dann mittels weißer Buchstaben in Ölfarbe etwa in folgender Fassung beschrieb: Der hiergestandene Roland aus Holz wurde im Jahre 1879 nach dem Märkischen Museum versetzt.

Potzlow den . . . Ein Einmeißeln der Inschrift würde viel teurer sein und im Falle der Verwitterung nur schwer wieder herzustellen sein, während, falls die gemalte Schrift unleserlich geworden ist, deren Auffrischung nur sehr geringe Umstände verursacht. An Ew. pp., richten wir hiernach die ganz ergebenste Bitte, hierauf gütigst das Weitere veranlassen und die Ueberführung des Rolandpfahls auf diesseitige Kosten freundlichst in die Wege leiten zu wollen.“

Der Gemeindevorstand schätzte aber den Wert seines Rolandpfahls viel höher ein, wie aus folgender Zuschrift vom 20. Mai 1879 erhellt:

„Nach dem Schreiben der Direktion des Märkischen Museums vom 20. April d. J. ist Herr Mundt unter Zustimmung der Königl. Regierung ersucht, die hiesige Rolandssäule nach Berlin überzuführen und die Stelle durch einen Granitstein mit Inschrift zu bezeichnen. Da indeß die Mitglieder der Gemeinde dies alte Denkmal sehr wert halten, so würde die Gemeinde durch Wegnahme desselben schwer verletzt werden, und wir sehen uns deshalb genötigt, im Namen der Gemeinde dagegen Einspruch zu erheben, da auch die Königl. Regierung nach der Verfügung vom 8. April d. J. sich nicht für berechtigt hält, über den Roland, welcher Eigentum der Gemeinde ist, zu bestimmen. Indeß erlauben wir uns den Vorschlag, falls das Märkische Museum auf seinem Wunsche bestehen sollte, daß der Gemeinde eine mindestens 2 meter hohe Granitsäule gewährt wird mit einer kurzen angemessenen Inschrift. Da der Roland alt und dem Verfall nahe ist, würde die Gemeinde durch eine solche Säule nach unserer Auffassung hinreichenden Ersatz finden.“

Das Märkische Provinzial-Museum sollte also gewissermaßen eine steinerne Rolandsäule an Stelle des wrackten Rolandpfahls setzen. Davon war die Gemeinde nicht abzubringen und deshalb ließ das Märkische Provinzial-Museum bald darauf die Sache um so leichteren Herzens fallen, als uns wiederholt versichert wurde, daß das jetzige aus einer dicken eichenen Bohle gearbeitete Roland-Bild erst vom Anfang des 19. oder Ende des 18. Jahrhunderts stamme, also als ein eigentliches altertümliches Roland-Bild überhaupt nicht angesprochen werden könne.

Dasselbe bestätigt Pastor Boy in Potzlow in seinem Aufsatz: „Der Roland zu Potzlow.“ Mitteilungen a. a. O. II. Bd. 1904, S. 153. Nach ihm hatte der frühere hölzerne Roland die Gestalt eines Ritters.*) Als solchen hätten diesen Roland die älteren Leute der Gemeinde noch im Kirchturm liegen sehen. Vor etwa 35 Jahren habe der Läuter die im Kirchturm verwahrten Reste fortgebracht und verbrannt. Nur die Arme und das Schwert seien erhalten geblieben. Aber ohne Roland

*) Ob ähnlich dem früheren Roland zu Zehden, der wie ein römischer Ritter ausgestaltet gewesen zu sein scheint und dessen defekter Rumpf im Märk. Provinzial-Museum steht?

wollte Potzlow nicht sein und so fertigte im dörflichen Auftrage der Stellmacher des Orts namens Hensel einen neuen Roland, dessen traurige Reste 1898 in einen unbeholfenen Steinsockel eingelassen sind. Dieser Hensel ist 1841 gestorben 73 Jahr alt, nimmt man an, sagt Boy, daß er bei Übernahme der Arbeit 40-50 Jahre alt war, so würde sich für die jetzige Holzfigur ein Alter von etwa 100 Jahren ergeben.

War der ältere Holz-Roland eine Quintäne, nach der man ein Rolandrennen wie bei dem Holsteiner Roland (Quintäne) zu Garding, jetzt im Altonaer Museum, veranstaltete? Sello scheint sich dieser Auffassung zuzuneigen. Dagegen würde es sprechen, wenn Boys Worte zutreffen S. 153: „Mit Sicherheit kann behauptet werden, daß der Potzlower Roland ursprünglich ein steinerner gewesen ist. Sein Fundament ist noch vorhanden. Wann die Stadt Potzlow in den Besitz des Rolands gekommen ist, läßt sich nicht mehr nachweisen. Er soll aber seiner Zeit von den Prenzlauern geraubt worden sein, angeblich, um dem Nachbarort, der noch Marktgerechtigkeit besaß, dieselbe zu nehmen. An Stelle des geraubten Roland entstand ein hölzerner.“

Ja, wenn das „soll“ sich auch archivalisch beweisen ließe! Bis dahin schwebt doch jene Vermutung so ziemlich in der Luft.

Es scheint, als seien die Akten des Potzlower Rolands noch nicht zu schließen. Hoffen wir auf bessere Aufklärung in der Zukunft. Eine dankbare Aufgabe des Prenzlauer Vereins wäre es, die Forschung auch hier (wie bei dem Prenzlauer Roland) weiter fortzuführen; das aber möchte ich bemerken, daß, wenn das frgl. Fundament steinern ist, darum darauf doch sehr wohl ein hölzerner Roland gestanden kann, Quintäne-Rolande mußten besonders fest fundiert werden, damit sie im eigentlichen Sinne einen ordentlichen Puff aushalten konnten.

Sodann erwähne ich noch den Bericht des Herrn Konservator Eduard Krause über die Exkursion der Berliner anthropologischen Gesellschaft nach Prenzlau und Umgegend am 21. und 22. Juni 1902 (a. a. O. S. 52 flg.), bei welcher Gelegenheit auch der Potzlower Roland besichtigt wurde. Irrtümlich heißt es darin S. 57, daß der erste Roland noch in der Kirche aufbewahrt werde.

Leider sei die Figur jetzt durch einen ummauerten rohen Sockel und eine in rohester Weise, mit Hufnägeln angenagelte Zinkblech-Nase schimpflich entstellt. Diese mit Recht gerügte Blechnase, welche, wie Kustos Buchholz bemerkt, auf Abbildungen von 1890 sich noch nicht zeigt, ist erst vor wenigen Jahren und wohl mehr in „Ulk-Stimmung“ angebracht worden, wie überhaupt angeheiterte junge Leute dann und wann mit dem Roland in Potzlow wenig schöne Allotria getrieben haben.

Boy schließt seinen Bericht S. 154: „Glücklicherweise ist die in rohester Weise mit Hufnägeln angenagelte Zinkblechnase bald wieder beseitigt worden. Immerhin stellt unser Roland noch den alten ger-

manischen Schwertpfahl dar, den dem Ziu, dem Schwertgott, geweihten Eichenstamm mit hineingesteckter gerader zweischneidiger Klinge.“

Ob wohl Vater Hensel und seine Gemeinde-Genossen vom Ziu einen „Schimmer“ gehabt haben?

Im Geheimen Staatsarchiv, Bekmanns Manuskripte E. (Uckermark) No. 1 findet sich, wie ich zum Schluß mitteile, folgender nicht unwichtiger Ortsbericht:

„Pozlow. — 1727 den 12. November ward der veraltete eichene Roland vom Markt hinweggenommen, und ein neuer aus Eichen-Holz wieder aufgerichtet, damit die Fleckens-Gerechtigkeit mögte bemercket, und beybehalten werden. — Berichtet. Johann Simon Rose senior und Johann Erdmann Rose 22. August 1741.“

Diese Nachricht scheint den bisherigen Rolandforschern ganz unbekannt geblieben zu sein, obwohl damit eine dritte, noch ältere hölzerne Rolandfigur für Pozlow gewonnen wird.

Es ergibt sich hiernach folgende Entwicklungsreihe für Pozlow:

1. ein eichener Roland etwa von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1727;
2. ein zweiter eichener Roland (von dem noch die Armreste vorhanden) bis etwa 1800;
3. ein dritter (der Hempelsche) eichener Roland von etwa 1800 bis 1898;
4. Umgestaltung des Hempelschen Rolands zu der jetzigen Figur, ^{Hensel} die am 19. Juli 1898 nicht ohne Feierlichkeit begrüßt ward, nachdem zuvor am 16. Juli in den Steinsockel eine vom Pastor Boy verfaßte Urkunde nebst den Prenzlauer Tagesblättern vom 15. Juli und dem Templiner Kreisblatt vom 14. Juli eingemauert worden war.

Endlich sei erwähnt, daß sich ein im J. 1879 von dem früheren Präparator des Märkischen Museums Robert Femerling aus Holz sehr naturgetreu gefertigtes Facsimile des Pozlower Rolands daselbst befindet, welches Katalog B. IV. 1416 inventarisiert ist.

b. Der Roland von Berlin wird in Literatur und Kunst anscheinend erst seit 1840 als Willibad Alexis gleichnamiger Roman erschien genannt. Wilhelm Hauff hat den Bremer Roland allerdings schon früher, kurz vorm frühzeitigen Tode des begabten Dichters, in den Phantasien aus dem Bremer Ratskeller gefeiert. L. R. Gieseke hat den Alexischen Roman in dem Drama „Ein Bürgermeister von Berlin“ 1855 ohne irgend nachhaltigen Erfolg dichterisch verwertet. Lange bevor Leoncavallo es unternommen, sagt G. Sello in seinen *Vindiciae Rulandi Bremensis* S. 53, auf allerhöchsten Wunsch den Roland von Berlin Alexischer Überlieferung zu „vertonen“, hat der norddeutsche Roland in der deutschen Musik eine gewisse Rolle gespielt. In

„des Rolands Ton“ dichtete 1618 der Syndikus der deutschen Hanse, Dr. Domann, sein „Schön new lied von der alten teutschen Hanse.“ (Zschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. u. A. K. II, 472 ff.)

c) Eine Abbildung des Rolands zu Wedel in Holstein unweit Altona in Postkartenformat, den ich am 4. April d. J. aufgesucht, lege ich Ihnen vor. Die Inschrift auf dem Sockel rückseitig lautet:

Als sechzehnhundert und ein und fünfzig Jahr
Im Wintermonat die bekannte Jahreszahl war,
Ward dieses Kaiserbild auf neu hier hergesetzt;
Gott wolle es und uns All erhalten unverletzt.

2 Abbildungen in dem Buch „die Rolande Deutschlands“ S. 75 und 77. — Sello: Vindiciaesche S. 41 sagt: „Das dortige 1597 zuerst erwähnte Standbild ist zwar seinem Typus nach kein mittelalterlicher Roland, sondern ein Kaiserbild der Art des ehemaligen Karl-Reliefs am Bremer Rathaus-Beischlag, gilt aber seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in Literatur und Volksüberlieferung als Roland. Von ihm berichteten nun 1653 die Ortseingesessenen völlig glaubwürdig, daß er von der Gräfin von Holstein bei Verlegung der Ochsenfähre und des Zolles „von der Lichte“ im damaligen dänischen Amt Haseldorf nach Wedel errichtet worden sei zum Zeichen des dem Ort verliehenen Privilegiums, daß die während des dortigen Ochsenmarkts zwischen ausländischen Kaufleuten in Handelsstreitsachen ergangenen Urteile des zuständigen Richters, des Amtmanns zu Pinneberg, sofort vollstreckbar sein sollten.“

d) Ruggiero Leoncavallo: Der Roland von Berlin, Dichtung und Musik (unter Benutzung des gleichnamigen Romans von Willib. Alexis). Deutsch von Georg Droyscher. Verlag von Ed. Sonzogno, Mailand. Depot bei Breitkopf und Härtel, Leipzig 1904 75 S. 8⁰⁰. Gestern hat die mit größter Spannung erwartete Uraufführung der im Allerhöchsten Auftrag komponierten vieraktigen Tonschöpfung stattgefunden, die Zeitungen berichten ungeheuerliches über den Andrang zu den Plätzen und die für letztere gebotenen übertriebenen Preise. Seit der hiesigen Aufführung von Meyerbeers Prophet soll ähnliches in Berlin nicht am Opernhimmel vorgekommen sein.

Über die Musik zu urteilen, fühle ich mich weder befähigt noch berufen, wohl aber bin ich berechtigt, über das, nach Vorbild Richard Wagners, vom Komponisten selbst verfaßte Textbuch ein Urteil zu fällen, da ich mich mit dem Roland-Rummel seit Jahren gern befasse und der Alexissche Roman von jeher zu meiner Lieblings-Lektüre gehört. Ich bekenne, auch meinerseits mit einem gewissen Vorurteil an die Arbeit eines Ausländers herangetreten zu sein, der Italiener ist, Deutsch nicht versteht, den Roman sich erst hat übersetzen lassen müssen und dem unsere mittelalterlich märkischen Verhältnisse mit ihren Rolanden bislang sozusagen böhmische Dörfer gewesen sind. Dies wohl erwägend, muß

ich gestehen, daß ich in mancher Hinsicht angenehm überrascht worden bin.

Zu den erwähnten Schwierigkeiten tritt hinzu, daß so leicht die Umwandlung einer Novelle in einen Operntext sein mag, so schwierig dies bei einem Roman ist. Willibald Alexis Roman spinnt sich mit epischer Breite durch drei Bände und umfaßt die Jahre von 1442—1448, ja am Schluß, allerdings mit einem Sprung von 22 Jahren, noch 1470, also zusammen 28 Jahre. Wie Sie aus der Ihnen vorliegenden Dichtung ersehen wollen, hat Leoncavallo den gewaltigen Stoff auf 1442 das Jahr der Erhebung und der Demütigung Berlins geschickt zusammengedrängt. Der Konflikt der Bürger und ihres Bürgermeisters zwischen der Wahrung der erworbenen nahezu republikanischen Rechte Berlins und der Rechte des Landesherrn ist richtig und die Rolandbildsäule dabei als Symbol der Bürgerrechte erfaßt. Der südlichen Temperamentsheftigkeit ist es wohl zuzuschreiben, wenn die beiden eifersüchtigen Patriziertöchter Elsbeth Rathenow und Eva Scham wie rasende Mänaden gegeneinander anspringen und Herr Droscher in der Übersetzung Eva „vor Wut heulen“ läßt.

In den scheinbar versöhnenden Abschluß des Ganzen fällt, auf das unangenehmste berührend, der Tod Henning Möllers. Mit nichts ist dieser Ausgang motiviert. Der blinde Zufall hat ihn verursacht; dergleichen kommt im Leben ja vor, gehört aber nicht auf die Bühne. Der Tod wäre nur gerechtfertigt, wenn ein tragischer Konflikt ihn geboten erscheinen ließe. Aber daran gebricht es vollständig, es ist die öffentliche Meinung, wie ich glaube darin einig, diese Art des Untergangs eines der Haupthelden des Stückes zu verurteilen: es ist unverständlich, weshalb hier gerade der Komponist von Alexis abgewichen ist.

Die Übersetzung erscheint mir im ganzen recht wenig gelungen, Herr Droscher hat es nicht verstanden, das sprachliche Milieu und Kolorit der Zeit zu erfassen, wie es R. Wagner so ausgezeichnet gelungen ist. Es ist der banale Operntext-Deutsch, zuweilen sinkt es gerade zu herab zum Deutsch der Textbücher Offenbachscher Operetten, vgl. z. B. die Ballade S. 51 mit dem trivialen Schluß „Ich bin der König der Ballade.“ Warum aus dem Raschmacher Henning Möllner bei Alexis ein Tuchwirkersohn Henning Möller wird, erscheint unverständlich.

Gibt man in der äußeren Ausstattung jetzt mehr wie jemals auf die historische Richtigkeit der Kulissen, der Anzüge, der Waffen, so muß man doch vor allem auf das historisch Richtige des Sprachlichen Sorgfalt verwenden. Herr Droscher sollte wirklich seine Übersetzung durch einen Sprachkundigen überarbeiten und dem Milieu besser anpassen lassen. Wenn Leoncavallo als Ausländer nachgesehen werden kann, daß er vom steinernen Schwerte des Rolands spricht, so müßte doch Herr Dr. wissen, daß die Rolande keine steinernen Schwerter „uner-

mülich heben“, weil die Rolande eben keine Steinschwerter führen. (S. 28). Zur Zeit als der Berliner Roland erwähnt wird im Berliner Stadtbuch (2. Hälfte des 14. Jahrh.) war er höchst wahrscheinlich von Holz; wenn es etwa 100 Jahr später, i. J. 1442 noch einen Roland in Berlin gab, mag er von Stein gewesen sein. Die Darstellung Scheurenbergs auf dem Bilde „Die Verurteilung Tile Wardenbergs“ in der Berliner Rathaushalle vor dem Magistratssitzungssaal ist eine ganz falsche, sie ist viel zu realistisch. Sie wäre besser gleich dem Brandenburger Roland stilisiert; ich führe dies zu einer Art Rechtfertigung meiner selbst an, denn ich bin gefragt worden, wie ich, da ich doch damals schon Berliner Stadtrat war, einen so ungeschichtlichen, ja unmöglichen Roland hätte zulassen können. Hierzu bemerke ich, daß der Bürgermeister Duncker das betreffende Dezernat selbständig hatte und daß er sich von niemand bei der historischen Ausstattung, die er beherrschen zu können glaubte, in bezug auf die geschichtlichen Bilder hineinreden ließ. Stat pro ratione voluntas.

Daß von Leoncavallo eine Gavotte von 1514 und ein Lied von 1574 eingeschaltet ist, empfinden wir nicht als Anachronismus, da uns volkstümliche Noten aus Berlin von 1442 nicht überliefert sind. —

Hiermit sei die Roland-Umschau, die uns noch oftmals beschäftigen wird, für heut beschlossen.

X
XIII. Max Siewert: Die niederdeutsche Sprache Berlins von 1300—1500. Würzburger Inaugural-Dissertation. Norden, 1903. Auf Wunsch lege ich dieses auf fleißigster Benutzung der Quellen beruhende, unser heimisches Idiom betreffende Schriftchen vor. Vorläufer ist u. M. Herr Prof. Dr. Bruno Graupe mit seiner Dissertation „de dialecto marchica quaestiunculae duae“ Berlin 1879, im I. Teil dem Berlinischen gewidmet. Anderes Material hat Herr Oberbibliothekar Prof. Dr. Seelmann in seiner kritischen Ausgabe des Berliner Totentanzes von St. Marien dem Verf. geboten, ebenso die Arbeiten Tümpels (seine niederdeutschen Studien und sein Aufsatz im Nd. Jahrbuch 21, 81).

Die Sprache Alt-Berlins ist niederdeutsch, der Bevölkerungshauptteil sächsisch, ein kleiner Teil niederfränkisch. Für niederländische (holländische) Elemente spricht die nachweisliche Übereinstimmung zwischen der Sprache der Berliner Urkunden und der mittelniederdeutschen Grammatik.

Vermißt wird der in der Tat vorhanden gewesene Einfluß des Wendischen (wenn auch nur in einzelnen Worten und Wendungen) auf das Niederdeutsche unserer Hauptstadt.

XVI. Mitteilungen des Vereins der Geschichte Potsdams. Der mit dem Zusatz „Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde“ nach längerem Ruhen wiederbelebte Verein hat ein Heft von 51 Seiten

Druck herausgegeben, allerhand interessante Nachrichten über Potsdam und Umgegend enthaltend, von welchem ich Sie Kenntnis zu nehmen bitte. Ich mache aufmerksam auf No. 276 „Der Burgwall an der Krampnitz bei Nedlitz“, den einer der besten deutschen Burgwallkenner u. M. Geheimrat Dr. Behla bespricht. Ich wiederhole, daß der Name „Röberschanze“ (d. i. Räuberschanze) alt und in „Römerschanze“ verderbt ist. S. 18 sagt B.: „Auf einzelnen Ruadwällen treten auch blaugraue, härter gebrannte, klingende, aus feinerem geschlemmten Ton gearbeitete mit oft reifenartigen Ornamenten verzierte Schalen, sogen. spätslavische zu Tage.“ Dazu bemerke ich, daß dies allemal christlich-deutsche Töpferei ist, mit Anwendung der Drehscheibe; die reifenartigen Ornamente sind, genau betrachtet, Spiralen und beim Drehen hergestellt.

No. 277. Hermann Rademacher: „Neuere Ausgrabungen bei Nedlitz“, Brandschichten mit Gefäßresten etwa 5. Jahrh. v. Chr., im Märkischen Museum. S. 23 schreibt R. von der Röberschanze: „Noch die Suchodelezsche Karte vom Jahre 1683 kann nur den Namen „Königswal“ — der sich übrigens bis in die Gegenwart nachweisen läßt, — während erst einige Gelehrte des 18. Jahrhunderts den Wall als Römerschanze bezeichnen.“

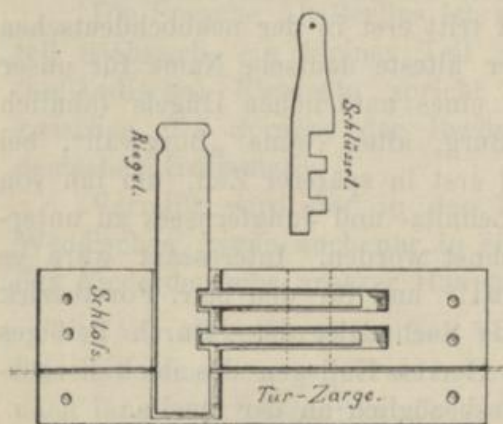
Dazu sei folgendes bemerkt, daß Suchodelezs Karte nur den Namen Königswall enthält, ist natürlich, denn man wird nicht leicht zwei verschiedene Namen für ein und dieselbe Stelle auf die Karte setzen. Der Name klingt aber etwas gesucht und deshalb verdächtig, vielleicht ist es lediglich ein Gelehrtenname, um die allerdings vorhandene gewaltige Anlage (Wallkrone 520 m, Längsachse der Mulde 143 m, Breite derselben 113 m, Höhe bis gegen 20 m, Böschung 30 bis 45 Grad) gebührend zu honorieren. Daß der Name Römerschanze schriftmäßig erst im 18. Jahrhundert vorkommt, will ich nicht bestreiten, ich muß aber nach Analogie von anderen Ortsbezeichnungen als Röberburg, Röberberg, Röberwall, Röberlager, Röberhebbel u. dgl. die Bezeichnung Röberschanze für volkstümlich halten. Nach Grimm Wörterbuch VIII. 2162 ist das Wort Schanze nicht alt und tritt erst in der neuhochdeutschen Periode auf. Wahrscheinlich ist der älteste deutsche Name für unser Bauwerk, welches unter Benutzung eines natürlichen Hügels (ähnlich der fälschlich sogenannten Hertha-Burg, alter Name „Borgwall“, bei Stubbenkammer) der Röberwall und erst in späterer Zeit, um ihn von dem Röberwall am Treffpunkt des Lehnitz- und Jungfernsees zu unterscheiden, als Röberschanze bezeichnet worden. Interessant wäre es zu wissen, ob der Name „Königswall“ und für den betr. Forstbezirk der Name „Königswald“ älter als Suchodeler ist. Durch fleißiges Aktenstudium sollten die Potsdamer Herren Kollegen das doch herausbekommen können. Sie sitzen ja diesbezüglich an der Quelle.

XV. Magine Rëim (Verein zu gegenseitiger Hülfe) 1804 bis 1904; mitgeteilt wird dieser interessante Jahrhundertsbericht von u. M. Herrn Syndikus Dr. Minden. Wörtlich bedeuten die zwei Wörter „Wappenschild der Genossen“ oder in freierer Verdeutschung „Schutzwehren der Freunde“. Interessant für die innere Geschichte unserer Berliner jüdischen Gemeinde: Der bewährte Genossenschaftssinn und die Hilfswilligkeit unserer israelitischen Mitbürger hat sich hier an der Hand der geschichtlichen Tatsachen ein unleugbar glänzendes Zeugnis ausgestellt.

XVI. Carl Goldbeck. Von Dr. Carl Michaëlis, Stadtschulrat in Berlin. Leipzig 1905. Außerordentlich fesselnd geschriebene Lebensgeschichte des ersten Direktors der hiesigen Charlottenschule. Gleichzeitig eine Historie unseres höheren Töchterschulwesens und der Berliner Pädagogik.

XVII. In Treue fest! Ein Festspiel von Dr. med. Friedrich Netto. Potsdam (1904). Unser dichterisch veranlagtes Mitglied hat dies Poem zur Erinnerung an die vor 200 Jahren erfolgte Erneuerung der Privilegien der Potsdamer Schützengilde auf deren Wunsch mit erfahrener Hand entworfen. Es ist im wesentlichen allegorisch wie aus den Personen: Borussia, Glaube, Liebe, Hoffnung, Einigkeit und Treue ersichtlich. Die geschichtlichen Anmerkungen, wonach u. a. die Potsdamer Schützengilde durch Urkunde vom Antoniustage 1465 begründet ward, verleihen dem Schriftchen noch weiteres Interesse. Das Festspiel ist mit großem Beifall am 10. Juli und 15. Juli 1904 auf der Bühne des Potsdamer Schützenhauses aufgeführt worden.

XVIII. Ich führe Ihnen nunmehr eine Reihe interessanter dem Märkischen Museum gehörigen Rüstungsstücke aus der Neumark und im Anschluß daran eine große Zahl von Schwertern und Dolchen von verschiedenen Landen und Völkern vor, um das in der vorigen Sitzung durch Herrn Kustos Buchholz gestreifte Problem der kurzen Handgriffe dieser Waffen Ihnen kritisch zu entwickeln. Einen mit Abbildungen unterstützten Abdruck beider Vorträge behalte ich mir vor.



XIX. Ein Berliner Holzschloß. In der Brandenburgia hat unser eifriges Mitglied Herr Karl Poetters (Brandenb. XIII. S. 101 bis 104) das Holzschloß mit Holzschlüssel, wie es in der Provinz Brandenburg üblich war und zum

Teil noch hie und da auf dem Lande oder in entlegenen Städtchen gebraucht wird, abgebildet und beschrieben. Dergleichen hölzerne Kastenschlösser besitzt das Märkische Museum verschiedene, z. B. aus Grünau bei Cöpenick und vom Kloster Lehnin. Heut lege ich Ihnen ein hölzernes Kastenschloß aus dem der Stadt Berlin, (speziell der Schmidt-Galleschen Stiftung) zugefallenen Hause Adalbert Straße Nr. 98 vor, wo dasselbe bis vor kurzem noch zum praktischen Gebrauch an einer Bodenkammertür gedient hat. Die Gestalt des Holzschlosses wird in der beifolgenden Zeichnung wiedergegeben. Mit dem Schlüssel werden die beiden Fallzapfen angehoben, wodurch der Riegel zum Zurückziehen frei wird.

XX. Als interessante geschichtliche Prägstücke unserer Berliner Münzstätte lege ich Zwei- und Fünfmarkstücke vor, die geprägt sind zur Vermählung des Großherzoglich Sächsischen Fürstenpaars im Jahre 1903 mit den Köpfen desselben und der Inschrift auf der Kopfseite: Wilhelm Ernst — Caroline Großherzog u. Großherzogin v. Sachsen 30. IV. und zur Gedächtnißfeier Philipps des Grossmüthigen i. J. 1904 mit dem Kopf desselben sowie des jetzt regierenden Fürsten und der Inschrift auf der Kopfseite: Philipp. Landgraf. Z. Hessen. — Ernst. Ludwig. Grossherzog. v. Hessen. U. B. R. 13. Nov. 1504. 1904. Als innere Umschrift der Wahlspruch Philipps: Verbum. Dni. Manet. In. Aeternum. — Auch von den neusten, 1904 geprägten Zwei- und Fünfmarkstücken Lübecks lege ich Ihnen Exemplare vor. Kopfseite: Lübecker Reichsadler mit weiß und rotem Herzschild und der Umschrift: Freie und Hansestadt Lübeck.

XXI. Mathilde Wesendonk und Richard Wagner. Am 3. Mai 1899 besuchte die Brandenburgia mit Erlaubnis der berühmten Freundin des größten deutschen Tonkünstlers der Neuzeit ihr feinsinnig und vollendet künstlerisch ausgestaltetes Haus und Heim an der hiesigen Straße In den Zelten Nr. 21, woselbst uns u. M. Prof. Dr. Galland insbesondere die schöne Gemäldegalerie erläuterte. Daneben hatten wir die Gelegenheit eine große Anzahl von Erinnerungen an den unsterblichen Richard Wagner zu besichtigen. (Brandenb. VIII. 118—122.)

Am 5. September 1902 verstarb fern vom lauten Getriebe des Lebens Mathilde Wesendonk in ihrer Sommerfrische am Gmundener See 74 Jahr alt. Bereits wenige Tage später veröffentlichte G. Manz mehre Briefe, die Wagners intimste Beziehungen verraten. Den merkwürdigsten darunter vom August 1858 gerichtet an Wagners Schwester Kläre, der das eigentümliche Verhältnis zwischen R. Wagner, Frau W. und Frau Wesendonk sowie ihrem, man muß wirklich sagen, bewundernswert selbstlosen Gatten schildert, habe ich Ihnen am 24. September 1902 (Brand. XI. S. 264—266) mitgeteilt.

Heut lege ich Ihnen durch Vermittelung von Frau Anita Runze, Gattin unsers verehrten Mitgliedes Predigers Dr. Runze, das Buch vor:

„Richard Wagner und Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe 1853—1871“, herausgegeben von Prof. Dr. Wolfgang Golther, Rostock, Berlin 1904, in bereits 8. Auflage, welche das lebhafteste Interesse beweist, welches diese merkwürdigen Seelenäußerungen gleichgestimmter idealistisch veranlagter Menschen in den weitesten Kreisen erregen. Ein Rezensent drückt sich hierüber wie folgt aus:

„Wer Richard Wagners Werke genau kennt, seine Musikdramen und seine Schriften, wer seine Briefe alle gelesen hat, mit seinem Lebensgang vertraut ist, und nun vermeint, um den ganzen Menschen rund herum zu sehen und wohl auch in ihn hinein; der wird nach der Lektüre dieser kostbaren Briefe und Tagebuchblätter für Mathilde Wesendonk sich eingestehen müssen: so habe ich ihn noch nie erschaut, so hat er in Worten noch nie sein Herz, sein Fühlen und Wesen offenbart, — eine ganze Lebensperiode erscheint hier in neuem Licht.“

Und nun heißt es, diese köstlichste Gabe nutzen, die Briefe lesen und immer wieder lesen. Für den „Anfahenden“ im Studium wagnerischer Kunst und Lehre gibt es keinen Weg, der schneller und tiefer in das geheimnisvolle Wesen des Genies führte; dem Adepten aber ist es eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und höherer Erkenntnis.“

Wer da weiß wie in anderen Familien dergleichen vertrauliche Mitteilungen sorgfältigst, oft ein Jahrhundert lang und mehr vor den Augen Unbeteiligter gehütet werden,*) der muß über die Objektivität staunen, mit der diese Aufschlüsse der breitesten Öffentlichkeit übergeben werden, während doch die mittelbar mitbetroffene Frau Cosima Wagner, Siegfried Wagner und andere Beteiligte sich noch des „rosigen Lichtes“ erfreuen.

Mathilde Wesendonk ward, was wir für ihre Verehrer wiederholen wollen, als die Tochter des Kommerzienrats Karl Luckemeyer und seiner Frau Johanna geb. Stein, am 23. Dez. 1828 zu Elberfeld geboren. Am 19. Mai 1848 vermählte sie sich „in leider unverstandener Gemeinschaft“ mit Otto Wesendonk (geb. 16. März 1815, † 18. November 1896), Teilhaber eines großen New Yorker Seidenhauses. Der Ehemann W. unterstützte geradezu die Annäherung seiner Frau an den Meister, dem er die Mittel zu einem Landhaus dicht neben der stolzen Wesendonkschen Villa am Züricher See gewährte. Frau Mathilde war eine schöngeistig veranlagte, schriftstellerisch vielfach tätige Frau. Sie schrieb u. a. die Dramen „Gudrun“ (Zürich 1868); „Edith oder die Schlacht bei Hastings“ (Stuttgart 1872); „Friedrich der Große“ (Berlin 1871); ferner „Märchen

*) Ich denke u. a. an den Briefwechsel zwischen Charlotte Diede und Wilhelm v. Humboldt. Die Diedeschen Briefe, obwohl das Verhältnis der bedauernswerten Frau durchaus ein platonisches gewesen, sind leider und entschieden tadelnswerter Weise von den Humboldtschen Erben verbrannt worden.

und Märchenspiele“ (Zürich 1864 und Berlin 1900); „Natur-Mythen“ (Zürich 1865); „Gedichte“ (Leipz. 1874); „Der Balder-Mythus“ (Dresd. 1875); „Odysseus“ (Dresd. 1878); „Alkestis“ (Leipz. 1881) und andere Sachen, die allerdings nur mehr literargeschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen können.

Richard Wagner spielte seiner Freundin gern zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags vor und nannte sich selbst daher ihren Dämmerungsmann. „Tristan und Isolde“ ist das Werk, auf welches Mathilde wohl den größten Einfluß gehabt hat. (Vgl. auch Nr. XXIV meiner heutigen Mitteilungen.)

Der Briefwechsel ist psychologisch ebenso interessant wie musikgeschichtlich. Anfänglich eine Überschwänglichkeit ohne Grenzen, dann flaut es auf Richard Wagners Seite allmählich merklich ab. Schon zur Aufführung von Tristan und Isolde, zu der sich der Meister „Billete zu besorgen“ anheischig machte, konnte Mathilde sich nicht mehr entschließen zu kommen. Sie ahnte mit untrüglichen weiblichen Instinkt, daß sie nicht mehr die Eine und Einzige im Herzen und in der Phantasie des veränderlichen, stürmischerregten Meisters sei und zog sich allmählich zurück.

Auch in Frankreich hat der Briefwechsel die größte Sensation erregt und äußert sich Eduard Schuré in der Revue des deux Mondes vom 1. Dezember 1904 in einer ausführlichen Besprechung des Briefwechsels S. 544 über die Rolle, welche hochsinnige Frauen in Richard Wagners Leben gespielt, mit nachstehenden Worten:

„Deux autres femmes ont joué un rôle essentiel dans la vie de Richard Wagner. Wilhelmine Schroeder-Devrient fut pour lui la chanteuse et l'actrice idéale, son modèle d'act par le geste et la voix; Cosima Liszt, la fière compagne de ses derniers jours, se montra l'habile organisatrice de son théâtre et la réalisatrice prédestinée de cette grande oeuvre. Entre ces deux femmes, un peu en arrière et à demi voilée, tout près du maître, Mathilde Wesendonk occupe une place plus discrète, mais à jamais glorieuse, celle de la mystérieuse inspiratrice. Car elle fut pour lui la Muse sacrée de l'Âme profonde.“

Ein wahres und schönes Wort über die edle Frau Mathilde Wesendonk, deren Liebeswürdigkeit gegen die Brandenburgia unsere Mitglieder niemals vergessen werden.

E. Bildliches.

XXII. Eine Serie von meinerseits erworbenen photographischen Ansichtskarten aus Belzig und Umgegend lege ich vor, darunter Herrenhaus Benken bei Wiesenburg, Knoenagels Mühle in Bullenberg bei Golzow, Ragösen, Amtssitz unseres Mitgliedes Pfarrers Backhaus, Rabenstein bei Wiesenburg; Kirche in Klein Glien bei Belzig, Schloß

Golzow, Wiesenburg und Belzig selbst sowie die bekannte kursächsische Postsäule aus Sandberg, Belzigs Vorort. Ich überweise diese Karten dem Märkischen Museum als Geschenk.

XXIII. Rudolf Hertzogs Agenda ist uns auch diesmal freundlichst wieder überreicht. Der Jahrgang 1905, um dessen topographische und künstlerische Ausstattung sich, gleich früher, u. M. Herr Reuter verdient gemacht hat, enthält außer verschiedenen schönen Abbildungen einer Reise über Innsbruck bis Süd-Italien und zurück über Genua nach der Levante, eine illustrierte Schilderung unseres Zoologischen Gartens sowie der meisten Denkmäler und sehenswürdigen Baulichkeiten in und bei Berlin. — Herr Reuter hat kürzlich sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum bei der Firma gefeiert; wozu auch wir herzlich Glück wünschen.

XXIV. Die Neue Kunst. Von dieser Veröffentlichung der hiesigen Photographischen Gesellschaft lege ich No. 4 Dezember 1904 vor mit vielen für den Weihnachtstisch einladenden Reproduktionen alter und neuer Meister. Da in letzter Zeit der deutsche Historienmaler Julius Schnorr von Carolsfeld (geb. 26. März 1794 zu Leipzig, † 24. Mai 1872 zu Dresden) unter den Romantikern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel genannt worden ist, so sei auf einen ihn betreffenden Artikel von Paul Schubring S. 9–13 verwiesen, behandelnd die Homerischen Hymnen des Künstlers, 14 Friese in Federzeichnung. Originale — im Besitze von A. Flinsch in Berlin. Nicht verwechselt werden darf dieser Schnorr mit seinem Vater dem Maler und Zeichner Veit Hans (1764–1841) und seinem (Julius') Bruder Ludwig Ferdinand (1789–1853) und seinem Sohne Ludwig (1836–1865) dem Freunde Richard Wagners, dem Heldenenor, der die erste denkwürdige Tristan-Aufführung (vgl. unter No. XXI meiner heutigen Mitteilungen) i. J. 1865 im Bunde mit seiner Gattin zu einem unvergeßlichen Ereignis gestaltete und dann an den Folgen dieser Erregung 29jährig sterben mußte. Richard Wagner hat dem geliebten Freunde in seinen Schriften (Meine Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld) ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Unser Ludwig S. v. C. ist bekannt u. a. auch durch sein Bild, Die Hochzeit zu Kana, seine Bilderbibel und seine anziehenden „Briefe aus Italien“, die er aus Rom 1817–1827 an seine Freunde schrieb.

XXV. Eine große Photographie des stattlichen Freihauses (18. Jahrhundert) am Markt zu Werder a. H., welches das Märkische Provinzial Museum der Güte des Eigentümers des Herrn Hildebrandt daselbst verdankt.

XXVI. Verschiedene Profile der großen Kiesgrube in Kalkberge (Rüdersdorf, Alte Grund, südwestlich vom Kriegerdenkmal) aufgenommen in meiner Gegenwart am 28. August d. J. durch unser erfahrenes Mitglied Herrn Chemiker E. Schenk-Fürstenwalde. Die bis 20 m Tiefe im Interglazial abgelagerten Aufschlüsse ent-

halten ganze Bänke von grobem Kies mit zahllosen Geröllen und Geschieben. Die Ablagerungen gehen zum Teil wild durcheinander, weil spätere Strömungen immer wieder die früheren Absätze und Niederschläge aufgewühlt haben. Unregelmäßig verteilt sehen Sie einzelne große Geschiebeblöcke bzw. die Löcher wo sie lagerten, und aus denen sie herausfielen bei der Ausbeutung des bald gelblich, bald braunrötlich, bald auch schwärzlich gefärbten Sandes, Grandes und Kieses. Hierin befinden sich primitiv bearbeitete bzw. zerarbeitete altsteinzeitliche Feuersteine, von denen ich Ihnen bereits Proben sowohl aus früheren Nachforschungen als auch von der eingangs erwähnten Pflegerschaftsfahrt des Märkischen Museums vorgelegt habe. Diese vom Urmenschen be- und zerarbeiteten Steine gehören verschiedenen Kulturperioden an, sind aber durch die letzten Wasserniederschläge mitunter, aus dem vorbereiteten Grunde, in einen und denselben Horizont gebracht. Meist unterscheiden sich die älteren unter ähnlichen Verhältnissen gefundenen feuersteinernen Kulturzeugen des Menschen dadurch, daß sie mehr abgerieben und überhaupt mehr deformiert sind als seine jüngeren palaeolithischen feuersteinernen Kulturzeugen.

XXVII. Nachträglich geht mir noch zu und gehört unter den vorgeschichtlichen Teil der Gruppe D. Kulturgeschichtliches: Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover umfassend die Zeit 1. April 1901—1904. Hannover 1904. Mit Plänen, Abbildungen im Text und VII Tafeln. Diese wertvolle Veröffentlichung hat unser hochgeschätztes korrespondierendes Mitglied Herr Direktor Dr. Reimers mit Geschmack und Umsicht redigiert, dem auch die vortreffliche Aufstellung in dem neuen, am 14. Februar 1902 eröffneten Museumspalast zu verdanken ist. Das Museum umfaßt eine historische, eine naturhistorische und eine Kunst-Abteilung, greift in seinem Programm also noch um eine Abteilung weiter als das Märkische Provinzial-Museum. Auch enthält es noch eine ethnographische Sammlung und langt auch sonst noch in allen Abteilungen räumlich weit über das vormalige Königreich Hannover hinaus. Ich greife aus dem Inhalt nur den Aufsatz von G. Schwantes heraus „der Urnenfriedhof bei Jastorf im Kreise Uelzen“ (mit 5 Tafeln), in einer durch zahlreiche vorgeschichtliche Hochaecker und Hochbeete gekennzeichneten Gegend, die auch neolithische Ansiedlungsspuren verrät.

Die zeitliche Stellung ist besonders für die an Hannover angrenzenden Teile Brandenburgs interessant. Der Jastorfer Urnenfriedhof stellt auch für das östliche Hannover eine Periode der Eisenzeit fest, die bislang hauptsächlich in Jütland und Schleswig-Holstein deutlich hervorgetreten ist. Bei Jastorf handelt es sich nämlich nicht um die Übergangszeit vom Bronze- zum Eisen-Alter, sondern um die erste vollentwickelte Eisenzeitperiode mit bestimmt charakterisierter Keramik und eigenartigen Metallbeigaben, die nordischen Ursprungs sind und mit la

Tène nichts zu tun haben. Die früheste la Tène-Fibel tritt erst später auf. Umgeben sind die einzelnen Brandurnen mit rohen Feldsteinen und abgedeckt mit einer ebenfalls rohen Findlingssteinplatte.

Altertümliche Eisenfunde, welche nicht recht in den Rahmen der la Tène-Kultur passen, kommen besonders in der Prignitz, aber auch in der Grafschaft Ruppin und der Uckermark sowie in Mecklenburg vor. Es wird Aufgabe der Spezialforscher sein, festzustellen, ob eine Vor-la Tène-Kulturzeit der Eisenperiode auch in diesen Landen angenommen werden muß; unsere lokalen Vorgeschichtler wollen der Sache ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

XXVIII. Herr Robert Mielke: Vorlage und Erläuterung landschaftlicher Photographien aus den Kreisen Zauch-Belzig und Jüterbog.



Unser Mitglied, Herr Dr. Reichhelm in Treuenbrietzen, der eifrig bestrebt ist, alle Natur- und Kunstdenkmäler seiner Heimat photographisch festzuhalten, hat eine Reihe von Aufnahmen geschickt. Ich glaube im Sinne unseres Mitglieds zu handeln, wenn ich Ihnen diese Bilder, die auch den Teilnehmern an der letzten Pflugschaftsfahrt am 2. Oktober 1904 vorgelegen hatten, kurz erläutern. Vor nicht langer Zeit wurden in der alten, aus dem 13. Jahrhundert stammenden romanischen Kirche des Dorfes Bardenitz altertümliche Wandmalereien entdeckt und zum

Teil freigelegt. Noch ist über das Schicksal dieser Bilder nichts entschieden; es ist aber für den Fall, daß sie nicht zu erhalten sein sollten, ein dankbarer Gewinn für unsere heimische Kunstgeschichte, daß sie nun wenigstens im Bilde der Forschung zugänglich gemacht worden sind. Wenn sie auch nicht von großer Ausdehnung so gaben sie doch für eine Zeit Belege dörflicher Kunstmalerei, die — jedenfalls von Zinna ausgehend — sehr beachtenswert sind. Wir dürfen nicht vergessen, daß trotz der vielfachen Entdeckungen gerade auf diesem Gebiet, nur die wenigsten sich haben erhalten lassen.

Der größere Teil der Photographien stellt Bauernhäuser aus den Kemnitz, Bardenitz und Lühsdorf dar. Ich habe in meinen früheren Veröffentlichungen über das Bauernhaus der Mark (Archiv I. 1894. V 1899 auf den hier dargestellten Typus hingewiesen, den ich mir als „Haus der Nute-Nieplitz-Niederung“ zu bezeichnen erlaubt habe. Ich darf daher über die Einzelheiten hier hinweggehen, möchte aber an der Hand dieser schönen Abbildungen wiederholen, daß wir es hier mit einem Höhepunkt der bäuerlichen Baukunst zu tun haben, der für die Provinz Brandenburg bemerkenswert, der Baukunst anderer Gebiete Deutschlands aber ebenbürtig ist.

XXIX. Herr Robert Mielke teilt über die sogen. Porzellan-Manufaktur zu Basdorf Kreis Ruppin, sowie über das sogen. Porzellan von Plaue a. d. Havel folgendes mit. Zum Schluß noch einige Worte zu der Porzellan-Manufaktur in Basdorf, die vom Vorsitzenden in der letzten Sitzung gestreift wurde. Habe ich damals bereits auf das im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe befindliche Kännchen hingewiesen, so bin ich heute durch die Güte des Herrn Direktor Justus Brinckmann in der Lage, hier den Bericht des genannten Museums (1903 Seite 36) vorlegen zu können, der eine eingehende Schilderung dieses ersten und bisher einzigen Erzeugnisses unserer Manufaktur enthält. Hoffen wir, nachdem eine Anzahl von Urkunden über die Fabrik veröffentlicht ist, daß wir auch noch anderen Erzeugnissen auf die Spur kommen. Jedenfalls ist es undenkbar, daß eine Fabrik, die über ein Jahrzehnt bestanden hat, nur ein einziges Stück sollte hinterlassen haben. Bei dieser Gelegenheit sei auch noch erwähnt, daß von der einst hochberühmten Plauer Fabrik (vgl. ebenfalls die November-Sitzung) eine Fabrikmarke noch immer nicht festgestellt ist. Auch hier bietet sich ein dankbares Feld der Forschung, die von unserer Gesellschaft — vielleicht bei einer Museums-Pflegschaftsfahrt — gefördert werden könnte, indem in Plaue selbst, gegebenenfalls durch Nachgrabungen an der Fabrikstätte, nach Resten gefahndet würde.

XXX. Prof. Dr. O. Pniower: Sie alle kennen den Festsaal des Architektenhauses in der Wilhelmsstraße und wissen, daß seine Wände und die Decke mit großen in Fresko ausgeführten Bildern geschmückt

sind. Sie stellen insgesamt die Geschichte der Baukunst dar, die freilich mehr in allgemeinen großen Symbolen als in bestimmten Einzelheiten wiedergegeben ist. Sie alle kennen diese Bilder und haben sie oft betrachtet, wenn Ihnen das erwünschter war als einem Vortrage zu folgen, den zu hören Sie in den Saal gekommen waren. Von ihrem Schöpfer aber werden Sie nicht viel gehört haben, kaum seinen Namen wissen. Es ist Hermann Prell, heute wohl der einzige Repräsentant der deutschen Monumentalmalerei. Als er vor fünfundzwanzig Jahren die Gemälde in dem Saal des Architektenhauses in Angriff nahm, mußte er erst durch mühsames Forschen und das Studium der großen Fresken aus alter Zeit die Handhabung der verloren gegangenen Technik des Malens auf frischem Kalk wieder finden. Die Schöpfung großer cyklischer Fresken wurde dann seine Spezialität. Ähnlich wie den Saal des Architektenhauses hat er die Rathäuser von Worms, Hildesheim und Danzig, den Palazzo Caffarelli in Rom, das Schlesische Museum in Breslau, das Albertinum in Dresden mit Wandgemälden geschmückt. Sein Werk, wie man das in der Sprache der Kunstgeschichte ausdrückt, d. h. in diesem Falle den größten Teil seiner Schöpfungen, wozu auch Einzelgemälde: Tafelbilder, Aquarelle usw. gehören, hat jetzt unser verehrtes Mitglied, Prof. Dr. Galland, in ganz vortrefflichen Reproduktionen herausgegeben und den schönen Blättern eine Würdigung des Meisters sowie eine Charakteristik seiner Leistungen vorausgeschickt.

Die Publikation haben wir Ihnen heute mit vorgelegt und die Blätter, die die für Berlin geschaffenen Gemälde des Künstlers wiedergeben, besonders sichtbar gemacht. Hoffentlich veranlaßt das den einen oder andern von Ihnen, das stattliche und geistvolle Buch zu erwerben.

XXXI. Herr Kustos Buchholz legt das soeben erschienene dritte Heft der Spiroschen Reproduktionen ausgewählter Altberliner Ansichten vor. Die 12 Blätter dieses, den Mitgliedern für den ermäßigten Preis von 9 Mark angebotenen Heftes enthalten auch einige bisher noch nicht kopierte stadtgeschichtliche Vorgänge, die unmittelbar von den Original-Gemälden abgenommen sind. Am interessantesten ist das, die Parade von 1837 auf dem Opernplatz nach dem Gemälde von Franz Krüger darstellende Blatt, das unter den geladenen Zuschauern nicht weniger als 240 durch ein beigelegtes Schema kenntlich gemachte Portraits Berliner Persönlichkeiten jener Zeit enthält.

XXXII. Herr Dr. Friedrich Solger. Aus den Jugendtagen der Kohle. Wanderungen durch märkische Moor- und Braunkohlenbildungen. Wir werden den Vortrag im nächsten Heft bringen.

XXXIII. Nach der Versammlung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Alt Bayern“ Potsdamerstr. 10—11.

Bücherschau.

Hermann Borkenhagen, Das Oderbruch in Vergangenheit und Gegenwart. 8°. 48 S. Neu-Barnim (Oderbruch) 1905. Selbstverlag. +

Angeregt durch die Gründungsjubiläen einiger Oderbruchdörfer und die Errichtung von Denkmälern für Friedrich II. im Gebiete des von dem großen König urbar gemachten Oderbruchs hat der Verfasser es unternommen, eine Schilderung der landschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Oderbruche in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu geben, und es ist ihm gelungen in knappen Umrissen ein anschauliches Bild von der Entwicklung der betreffenden Gegend und ihrer Ortschaften zu liefern. Von der geologischen Beschaffenheit der Oderlandschaft zwischen Reitwein und Freienwalde ausgehend, schildert der Verfasser zunächst den Zustand des oberen Oderbruchs zur Wenden- und Askanierzeit, die Versuche zur Regulierung dieses Abschnitts im 16. Jahrhundert und den Plan Friedrich Wilhelms I. zur Urbarmachung des mittleren und unteren Oderbruchs, den dann Friedrich der Große in so glänzender Weise durchführen ließ. In diesem Teil der Schrift ist auch der Grundbrief, der bei der Besiedelung eines jeden Ortes ausgestellt wurde, abgedruckt. Mit einer kurzen Schilderung der großen Überschwemmung des Jahres 1785 und der weiteren Regulierung im 19. Jahrhundert schließt der geschichtliche Überblick, dem eine gleichfalls in knappen Umrissen gehaltene Schilderung der gegenwärtigen Zustände im Oderbruch folgt. Hier findet man interessante Angaben über die Bodenverhältnisse, über Landwirtschaft, Handel und Verkehr, über Fischerei und Jagd, über Klima, Bevölkerung und Steuerverhältnisse, über den Bildungszustand, den Dialekt und das Nationalgefühl im Oderbruch. Die Schrift bietet einen zwar bescheidenen, aber schätzenswerten Beitrag zur märkischen Heimatkunde und verdient es, namentlich in Volkskreisen verbreitet zu werden. G. A.

Zwischen Sumpf und Sand. Skizzen aus dem märkischen Landleben vergangener Zeiten von Dr. W. Bruchmüller. Deutscher Verlag, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 41/42. 286 S. +

Der Titel des Buches ist nicht bezeichnend genug, und auch der Untertitel gibt noch keine genügenden Anhaltspunkte über den Inhalt des Buches. Der Verfasser hatte Gelegenheit die Pfarrarchive seiner Heimat, der Landschaft auf dem rechten Oderufer unterhalb der Stadt Crossen, zu durchforschen und hat nun die gefundenen Notizen und seine sonstigen Studien zu mehreren Kapiteln mit folgenden Überschriften vereinigt: Die Germanisierung der Mark Brandenburg. Die Kolonisationen Friedrichs des Großen in der Mark Brandenburg. Ein adliger Hofhalt in der Neumark am Ende des 18. Jahrh. Eine Fehde zwischen Reformierten und Lutheranern aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Märkische Pfarrer und Pfarrhäuser im 17. und 18. Jahrhundert. Aus alten märkischen Dorfschulen. Züge märkischen

Bauernlebens vergangener Zeiten. Aus der Zeit des großen und des siebenjährigen Krieges.

Es ist ein umfangreiches Stück heimischen Kleinlebens, das der Verfasser hinter den beiden Einleitungskapiteln vor unseren Augen aufrollt. Die vielen Züge aus den Existenzbedingungen jener Menschen sind zu einem hübschen Mosaikbilde zusammengefügt worden, das in uns den Eindruck des Dürftigen noch verstärkt, den wir von dieser Zeit schon haben, einer Zeit, die uns überrascht durch ihre Anspruchslosigkeit auf geistigem und materiellem Gebiet. Die Bilder lehren uns, wie furchtbar der große Krieg unsere Heimat mitgenommen hatte; und doch waren diese Schäden kaum einigermaßen ausgeglichen als die Bedrängnisse des siebenjährigen Krieges hereinbrachen.

Auf allen Seiten verrät der Verfasser sich als ein genauer Kenner der einschlägigen Literatur, so daß man sein Buch jeder Bibliothek unserer Provinz auf das Wärmste empfehlen kann.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Begründet von Karl Rohrbach. Fünfzehnter Jahrgang. 1. Heft. Berlin 1905. A. Hofmann u. Co.

Das vorliegende Heft enthält folgende Beiträge:

Alfred Heubaum: Die mittelalterlichen Handschriften in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Unterrichtsbetriebes S. 1.

Ludwig Weniger: Ein Schulbild aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege S. 7.

Friedrich Wagner †. Die lateinische Grammatik von Johann Greußner aus Rothenburg ob. d. Tauber, mitget. von Georg Schuster S. 23.

Der Zweck des ersten Aufsatzes ist aus dem Titel völlig ersichtlich. Der zweite Aufsatz behandelt die Geschichte des Gymnasiums zu Eisenach in der Zeit von 1656—1707. Es werden die Leiter und Lehrer der Anstalt aufgeführt und ihre Lebensschicksale geschildert, sodann folgen die Schüler, unter denen Johann Sebastian Bach genannt wird, endlich werden die Schulräume beschrieben, und schließlich wird der Schulbetrieb dargelegt. Dieser Abschnitt befaßt sich mit der Penserverteilung und der Behandlung des Stoffes auf den einzelnen Stufen sowie mit der Abschätzung des Anteils der einzelnen Fächer. In dem letzten Abschnitt wird das Leben und Treiben der Schüler geschildert, ihre Herkunft, ihre pekuniären Verhältnisse, ihre Tätigkeit als Kurrenden im Kirchenchor, ihre Disziplin, die Schulstrafen u. a.

Der letzte Aufsatz endlich ist von unserem verstorbenen Mitgliede verfaßt und unverändert von unserem Mitgliede Herrn Archivrat Dr. Schuster herausgegeben worden. Auch hier ist der Inhalt im wesentlichen aus dem Titel ersichtlich. Es werden die einzelnen Abschnitte der Grammatik aufgeführt und gewürdigt. Die Grammatik ist dem Markgrafen Friedrich d. Ält. von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth (1460—1536) gewidmet, und ist dem Unterricht der Hohenzollernprinzen und wahrscheinlich auch dem des späteren Kurfürsten Joachim I. zu Grunde gelegt worden.

An diese Aufsätze schließt sich dann noch ein Jahresbericht über die einschlägige Literatur an, und zwar umfaßt das Heft das Mittelalter, das Zeitalter des Humanismus und die Reformationszeit.

Der Roland, Zeitschrift für Heimatkunde. Herausgeber C. Kühns. Buchhandlung Fr. Zillesen, pro Quartal 1.50.

Die Hefte sind reich illustriert, sie enthalten neben einem historischen Roman eine Fülle geschichtlichen Stoffes. In den vorliegenden Heften beginnt z. B. eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel: Wanderungen durch Berlin, die sowohl durch die geschichtlichen Angaben als auch durch die zahlreichen Illustrationen Aufschluß geben über die Entwicklung der Reichshauptstadt.

Zaehle.

Kleine Mitteilungen.

Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199; X, 98—104 u. 137—149.) Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren [Krebsen, Seehunden etc.] gebraucht.)

(Fortsetzung von S. 328).

Das Vorkommen von Forellenbarschen in der Spree bei Stralau, durch welches, wie gemeldet, die Freunde der Fischzucht angenehm überrascht worden sind, gibt Anlaß zu den verschiedensten Kombinationen. Wie erwähnt, nahm man zunächst an, daß die in Amerika heimische, nach Europa von Liebhabern importierte und verhältnismäßig wertvolle Fischart von der Fischerei-Ausstellung der Berliner Gewerbe-Ausstellung aus ihren Weg in den Fluß gefunden habe. Seither hat sich aber herausgestellt, daß der Besitzer des Fürstenbads in Karlshorst vor zwei Jahren etwa 500 Barsche der genannten Art in seinen Bassins ausgesetzt hatte. Im Frühjahr vorigen Jahres begannen die Fische einen unwiderstehlichen Drang zu zeigen, aus den schwach fließenden Gewässern des Bades heraus durch die Schleusenöffnungen, vor denen sie sich in ganzen Schwärmen ansammelten, zu entkommen. Trotz der größten Vorsicht des Besitzers gelang dies einer immer größeren Anzahl; schon im August und September v. J. war kein einziger Barsch mehr in den Bassins vorhanden. Diese Flüchtlinge aus dem Fürstenbad sind es höchst wahrscheinlich, welche jetzt in der Spree heimisch geworden sind und sich dort wohl zu fühlen scheinen. Doch wäre es auch möglich, daß bereits früher erfolgte Versuche des Deutschen Fischereivereins und des Zentralvereins der Angelfreunde zu Berlin, den Fisch in der Spree anzusiedeln, von Erfolg begleitet gewesen sind. Jedenfalls haben sich die heimatlichen Gewässer in dem Forellenbarsch um eine sehr schnell wachsende Fischart bereichert.

B. Lok.-Anz. 16. 1. 1898.

Aus Mecklenburg, 21 Januar. Über die Tätigkeit des für die Hebung der Fischzucht in Deutschland sich eifrig bemühenden deutschen Fischereivereins in Berlin können wir in Bezug auf Mecklenburg wiederum Erfreue-

liches melden, indem der Zentralausschuß genannten Vereins kürzlich zu Talmühle bei Zarrentin am Schalsee eine Brutanstalt für Maränen angelegt hat, die sich im besten Gange befindet. Von den guten, kräftig entwickelten Eiern wird ein Teil nach Ost- und Westpreußen, sowie nach Hünigsen und Traunstein versandt, um in dort befindlichen Brutanstalten weiter ausgebrütet zu werden. Die Brut aus etwa 100 000 Eiern soll dagegen in der Anstalt reserviert und in den Schalsee gesetzt werden, in welchem Gewässer allein in ganz Mecklenburg dieser kostbare Fisch sich seit langer Zeit schon befunden und in welches ihn der Sage nach seiner Zeit Mönche gesetzt haben sollen. Vgl. No. 36. E. Fr. B. T. Bl. 23. 1. 1878.

Hamburg, 23. Juni. Ein Riesenhaifisch, der ein Gewicht von 380 Pfund hatte und über drei Meter lang war, ist von der Besatzung eines Fischdampfers in der Nordsee gefangen und in Hamburg an Markt gebracht worden. Im Magen des Tieres fand man außer 30 Pfund Schellfisch und anderem Seegethier einen alten Stiefel. B. T. Bl. 25. 6. 1901.

Im Stadtbahnbogen Bogen 215 am Schiffbauerdamm 11 befindet sich seit dem 1. Juli eine Hummer- und Langusten-Pension. Eine Anzahl hiesiger Delikateßhändler hat mit einem Unternehmer einen Kontrakt abgeschlossen, laut welchem er in einer Reihe von Becken mit künstlichem Seewasser ihnen ihre Vorräte an lebenden Hummern und Langusten aufbewahrt. Das „Seewasser“ wird von dem Unternehmer an Ort und Stelle bereitet. Es ist krystallklar und wird auf 13 Grad Réaumur temperiert. B. T. Bl. 9. 7. 1884.

Ein gewaltiger Fischzug ist am Mittwoch bei der Eisfischerei auf der Oberhavel zwischen Tegel und Spandau gemacht worden. Es wurden über achtzig Zentner Karpfen und Bleie, durchweg stattliche Exemplare, zu Tage gefördert. Einer so großen Ausbeute können sich selbst die bekannten „ältesten Bewohner“ der bei Spandau belegenen Fischerdörfer nicht erinnern, Freilich verursacht die Eisfischerei auch einen beträchtlichen Aufwand an Arbeitskräften und Fangvorrichtungen, nicht weniger als sechzehn kräftige Männer sind erforderlich, um das unter dem Eise befindliche große Garn von den zahlreichen, in das Eis geschlagenen Öffnungen her in Bewegung zu halten und es schließlich mit der Beute an die Oberfläche zu befördern.

B. T. Bl. 25. I. 1901.

Der Lachsfang hat bei Leba in vollem Umfang begonnen, doch war der Fang bis jetzt nur noch gering. Das Pfund grüner Lachs wurde hier mit zwei Mark bezahlt; sogar die Spießchen (junger Lachs) werden hier pro Pfund mit einer Mark bezahlt. B. T. Bl. 11. 3. 1902.

Bei der Internat. Fischerei-Ausstellung in Berlin 1880 wurde Schwertfischfleisch aus dem Mittelmeer mehrfach angeboten und schmackhaft befunden. E. Fr.

Einen seltenen Fang machten jüngst Libauer Fischer. Sie bemerkten daselbst in der Nähe des Damenbades einen riesigen Fisch, der sich unweit des Strandes herumtummelte, und den zu fangen ihnen schließlich gelang. Den großen Unbekannten erklärten Sachverständige für einen mächtigen Schwertfisch. Der Rücken ist dunkelstahlblau, die Bauchseite weiß. Anstatt der Schuppen ist der Körper von einer glatten Haut bedeckt. Der Unterkiefer ist etwas verlängert, während der Oberkiefer in ein gewaltiges Schwert ausläuft. Im Maul befinden sich keine Zähne. Die Länge des Fisches von der Schwertspitze bis zum Ende der Schwanzflosse ist 255 cm. Das Schwert mißt 88 cm. Aus seiner schönen Heimat, dem sonnigen Mittelmeer oder dem Atlantischen Ozean stammend, hat der Bedauernswerte hier im kalten Norden ein jähes Ziel seiner Ferienreise gefunden. Das Fleisch des Fisches soll äußerst wohlschmeckend sein.

B. T. Bl. 7. X. 1887.

Die Seehunde mehren sich an der Mündung der Elbe in ganz außerordentlicher Weise. Die gefräßigen Fischräuber richten großen Schaden an. Der Finkenwärder Fischer Wortmann, welcher hauptsächlich dem Robbenfang obliegt, brachte gestern nicht weniger als 18 dieser Tiere hierher, von denen einzelne ein Gewicht bis zu 200 Kilogramm haben. Die Fangprämie, welche von der Regierung ausgesetzt ist, beträgt 5 Mark für jeden Seehund, außerdem ist dem Betreffenden das Recht eingeräumt, seinen Fang zu veräußern. Die meisten Seehunde werden von der Hagenbeckschen Handelsmenagerie käuflich erworben.

B. T. Bl. 29. 3. 1893.

Ein Massen-Fischkochen wurde am Donnerstag Abend den Mitgliedern der Berliner Hausfrauenvereins im großen Saal des Vereinshauses in der Wilhelmstraße vorgeführt. Es handelte sich um ein Verfahren, das das gleichzeitige rationelle Abkochen großer Mengen von Fischen gestattet und somit die Möglichkeit gibt, die nahrhaften und unter Umständen billig zu beschaffenden Seefische zur Massenernährung in Kasernen, Krankenhäusern u. dgl. zu verwenden. Das Verfahren verhütet vor allem das Zerfallen der Fische, also den Übelstand, der bisher das gleichzeitige Kochen größerer Fischmengen unmöglich gemacht hatte, und macht zugleich die Fische nahrhafter und schmackhafter. Es beruht auf der Anwendung eines von Fräulein Emma Jürgens konstruierten Fischkessels, worin die Fische eigentlich nicht gekocht, sondern gar gedämpft werden. Im unteren Teile des Kessels wird Dampf erzeugt, der in Röhren nach oben geleitet wird. Der Kessel hat verstellbare, mit Gitter umgebene Einsätze, auf welche die Fische gelegt werden. Je nach Größe der Kessel können so 25 bis 500 Pfd. Fische auf einmal gedämpft werden. Nach etwa 45 Minuten ist die gesamte in einem Kessel aufgespeicherte Menge gar, ohne daß die Fische zerfallen sind. Will man die Fische mit einer Sauce geben, so tut man statt reinen Wassers die Zutaten der Sauce in den unteren Kesselteil. Der Kessel, der u. a. im Pestalozzi-Fröbelhaus schon in Benutzung genommen ist, gestattet auch die Zubereitung anderer Speisen, vor allem die aller Arten von Klößen.

Voss Ztg. 25. 10. 1901.

Eberswalde, den 9. März 1900.

An die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums

Berlin, Breitest. 20 a.

Unter Bezugnahme auf das Schreiben der hochgeehrten Direktion vom 4. November 1891 an den Herrn Lehrer Lange in Oderberg i. M. betreffend die Frage, ob unter Zahlschleien große oder kleine Fische zu verstehen sind, gestatte ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich im Besitz eines im Jahre 1750 erschienenen Buches bin „Nützliche und auf die Erfahrung gegründete Einleitung zu der Landwirtschaft. Fünf Teile. Herausgegeben durch Johann George Leopold hochreichsgräflich Promnitz'scher Wirtschaftsamtman der Herrschaft Sorau.“

Es heißt daselbst in dem Abschnitt vom Ausfischen der Karpenteiche S. 619:

„Wenn die Speisefische nun verladen und verkauft seyn, so nimmt man die Sorten Hechte und ladet sie in die Vässer. Haupthechte darf man, wenn sie gut dauern sollen, nicht gar wohl über eine halbe Mandel; und Mittel- oder Schlüsselhechte eine Mandel; Zahlhechte aber ein halb Schock in ein obenbenanntes Faß einladen.“

Danach dürften die als Zahlfische bezeichneten Fische die kleinsten sein, welche zum Verkauf kommen.

Ich wollte nicht unterlassen, der hochverehrten Direktion, die nach dem obengedachten Schreiben auf die Aufklärung der beregten Frage Wert zu legen schien, Mitteilung zu machen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Mahnke,

Königl. Spezialkommissions-Sekretär.

Riesen-Stör. Im Juli 1902 wurde in der Elbe bei Magdeburg unweit des Cracauer Wasserfalls ein Stör von 3 Centner Schwere, 2 m 95 cm lang, gefangen. Der größte Leibesumfang 1 m 16 cm, darin 53 Pfund Roggen. Da Magdeburg oberhalb des brandenburgischen Anteils der Elbe liegt und die Störe von der Nordsee aufsteigen, müssen dgl. Fischriesen auch unsere Provinz passieren. E. Friedel.

Um 1898 wurden im Teupitzer See mit einem Garnzug 22 Welse gefischt, darunter einer von Mannslänge und 200 Pfund schwer. E. Fr.

Aberglaube beim Angeln. Berliner Angler befeuchten die Regenwürmer, welche sie an den Angelhaken stecken, mit Speichel, oder sie spucken darauf, „damit die Würmer feucht werden“; denn „dann beißen die Fische besser an“. Daher sagt man auch wohl spottweise, ein richtiger Angler trage die Regenwürmer im Munde bei sich. O. Monke 5. 3. 02.

Einen Massenprozeß gegen die Fischersozietäten von Tiefwerder und Pichelsdorf hat die Regierung in Potsdam angestrengt. Die Klage richtet sich gegen die von altersher privilegierten Fischergutsbesitzer dieser beiden Haveldörfer, vierundvierzig an der Zahl, und betrifft das vielumstrittene Recht der Verwendung der Aalpuppe bei der Fischerei. Der Fiskus nimmt dieses Recht allein für sich in Anspruch und will nun auf dem Wege des Civilprozesses die Sache zum Austrag bringen, nachdem die verschiedenen Strafprozesse, welche gegen die Fischer deshalb (wegen Übertretung des Fischereigesetzes) geschwebt haben, zu deren Gunsten entschieden worden sind. Die Fischer besitzen etwa 200 Jahre alte Urkunden, wonach ihnen das Aalpuppenwerfen zugestanden worden ist, sogar von höchster Stelle; sie meinen, daß ihnen dies Recht durch später erlassene Anordnungen der Regierung nicht genommen werden könne; andernfalls müßten sie dafür durch Ablösung entschädigt werden. Der erste Prozeß um diese Angelegenheit hat schon um 1730 stattgefunden. Die Fischereiberechtigten haben beschlossen, den Prozeß mit der Regierung aufzunehmen und haben mit ihrer Vertretung den Rechtsanwalt und Notar Lüdecke in Spandau beauftragt. Prozeßbevollmächtigter der Regierung ist ein Berliner Justizrat. B. I.-Bl. 26. 7. 1991.

**Verleihungen von Fischereigerechtsamen an Dietrich von Bern*)
zu Spandau i. J. 1520.**

Köln a/d Spree 22. Nov. 1520.

Dittrich von Berns Amptman zw Spandow und
seiner Eelichen Hausfrawen Begnadung.

Copie ziemi. gleichzeitig.

Wir Joachim von gots gnaden Marggraff zu Brandenburg und Kurfurst etc. Bekennen und thun kunt öffentlich mit diesem briue für uns, Unser Erben und nachkomen und sunst allermenniglich die je sehen horen oder lesen

das wir unserm Amptman zu Spandow und lieben getrewen Ditt-
richen von Bern und seiner Elichen hausfrawen umb der langen
getrewen dinst willen, die uns und unser herrschaft gnanter Dittrich
bisher gethan hat und hiefur woll thun kann und soll, zu irer beider
leben und auch nicht lenger vergunt, zugestatt und erleubt haben

Erstlich das sie von Ostern an bis auf Bartholomei jerlich alle
wochen zwen tag mit zweien Barßnetzen und zeien (10?) plotzen-
netzen auf der Oberhavel und wasser fischen lassen mogen

Zum andern So sie ein wehre umb ir gelt bekommen als manchen
korb das wehre dan hat, das sie fur iden Korb ein garn sacke vor
stellen mogen auf versuchen

Zum dritten mogen sie jerlich eine frei stinckt flackee auf der
Niderhavel geprauchten

Zum virden das sie die entlen auf den feldmarcken zu
Seeburg, Gathow und Cladow halten und geprauchten mogen jerlich

*) Dietrich von Bern (= Beeren, Großbeeren) Teilnehmer am Turnier 1512.

umb den virden vogel, den sie uns und unser herrschaft alleweg on
abbruch in unser nutz und kuchen reichen und volgen lassen sollen

Zum funften das sie jerlich vir ruten Kinen oder Birkenholz auf
dem Pynnow zu irer feurung hauen und wegfuren lassen mogen,
doch das es nicht pauholz sei oder das zu pauen zimet

Wir gonnen, zustatten und erleuben inen das zu irer beider leben wie
obstet in craft und macht dits brives doch also, wan sie beide nach dem
dem willen Gotts verstorben, das dann dise unser begnadung und zustattung
laut vermelter artickel ganz ab und furder nicht bundig sein sol getreulich
und ungeverlich

Zu urkunt mit unserm zuruck aufgedruckten Secret besiegelt und geben
zu Koln an der Sprew am dornstag nach Elisabet Anno etc. XX°

Comm. propria p. E. etc.

Mitgeteilt von Herrn Professor Dr. Friedrich Wagner aus den Akten
des K. Geheimen Staatsarchivs Rep. 78 No. 29 Fol. 167.

Über „Märkische Fische“ befindet sich in der Allg. Fischerei-Zeitung
vom 15. Oktober 1902 S. 380/381 ein Artikel, desgl. über eine statistische
Arbeit unseres Mitgliedes Herrn Ferd. Kretschmer „Der Fischhandel in
Berlin“ S. 382. — Endlich ebendasselbst S. 379 u. 380 ein Artikel: „Einiges
von den Fischnamen“, sprachvergleichende Ausführungen, zu denen die Inter-
nationale Fischerei-Ausstellung zu Wien im Sommer und Herbst 1902 Anlaß
gegeben.

Berlin, den 21. Oktober 1902.

E. Friedel.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel
Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender
haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.